



28



G

Vorre
Fran
lesen
Auf
Diac
Bun
- El
Hon
Die
Die
walt

St.

Etienne Paff,

A. G. Müller

Enthüllungen

aus

BAD HOMBURG

und

Geheimnisse des dortigen Treibens.

Vorreden des Verfassers und des Uebersetzers. — Die Croupiers. — Die Frankfurter Lotterie. — Parenthese. — Boabdil und Coriolan. — Borderlesen in Deutschland. — Die Croupiers in Frankfurt. — Ein Gasthaus. — Auf dem Wege nach Homburg. — Voa der Dachrinne herab. — Ein feines Diner. — Inauguration. — Das Casino. — Der erste Erfolg. — Bank gegen Bank. — Der höchste Glanzpunct — Kurze Zeit danach. — Die Reclame. — Eine Verordnung. — Ein Process. — Die deutschen Hasen. — Die Stadt Homburg. — Die Spielsäle — Die Croupiers. — Eine literarische Studie. — Die Professoren. — Die Affiliirten. — Die Werber. — Das Spiel. — Die alten und jungen weiblichen Lockvögel. — Die Polizei. — Das Verwaltungscabinet. — Der Winter. — Ein homburgisches Epos. — Spiel-scenen. — Die Morgue. —

Nach dem Französischen bearbeitet

von

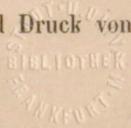
Ferd. Freih. von Biedenfeld.

Dritter unveränderter Abdruck.

Heyn-Böndel III, 338

WEIMAR, 1856.

Verlag und Druck von B. F. Voigt.



Vorwort des Uebersetzers.

Es erscheint als unerlässliche Pflicht, gegen die Hazardspiele und deren öffentliche wie geheime Tempel fort und fort zu Felde zu ziehen und schonungslos zu enthüllen, was in solchen Tempeln und Höhlen gegen Ehre, Moral und Glück der Menschen verübt wird. Aber andererseits muss man in der That solchen Eifer lächerlich finden in einer Zeit, wo die Hazardspiele weit gefährlicherer und verderblicherer Natur zur allgemeinen Leidenschaft und Mode geworden sind; der Industrie, dem eigentlichen Handel und der Landwirthschaft stündlich mehr Capitalien entzogen werden, um dem fabelhaftesten Schwindel des Fixens und der Zeitkäufe zu fröhnen, um mit einem Schlage Tausende zu gewinnen oder sein ganzes Vermögen zu verlieren, das Glück ganzer Familien zu Grunde zu richten. Wo Staat und Gesetz keine Macht oder keinen ernstesten Willen haben, dem grösseren, viel mehr Unglück bereitenden und allgemeiner demoralisirenden Uebel zu steuern, da dürfte wohl gegen das kleinere Uebel der öffentlichen und beaufsichtigten Hazardspiele einige Nachsicht von Staatswegen nicht unconsequent erscheinen.

Aus einem andern Gesichtspuncte hat die Lenkerin und Wächterin der öffentlichen Moral und der allgemeinen Meinung, die Presse, diesen wichtigen Gegenstand zu betrachten und zu behandeln: so lange sie Athem hat und Sprache ihr gegönnt ist, muss sie mit allen ihren Kräften gegen jedes Unglück bereitende und demoralisirende Uebel zu Felde ziehen und gegen den mächtigen Feind keine Waffe schonen, rücksichtslos verfahren.

Von dieser Ansicht geht denn auch der pseudonyme Verfasser des Originals: „*Les échos de Hombourg*“ Herr Étienne Pall, ganz offen aus und schildert mit scharfen Zügen und mitunter etwas grellen Farben, was sonst gewöhnlich mit zarterster Schonung aus mancherlei Gründen behandelt zu werden pflegt. Er geht dem Hazardspiele zu Leibe, wie sein Landsmann Ponsard dem grösseren Uebel — dem Börsenschwindel und Börsentrug. Wohlan! Weshalb sollen wir empfindlicher sein als die französischen Leser? Weshalb sollte uns die Wahrheit nicht munden, wenn sie in etwas scharfer Sauce auf die Tafel gebracht wird? Weshalb sollten wir zärtlichere Rücksichten einem Uebel gegenüber beanspruchen, gegen welches auch unsere besten Männer schon längst vergeblich geeifert haben, und welches vorzugsweise nur noch in deutschen Gauen wüthet?

Vorrede des Verfassers.

Jedes Buch muss eine Vorrede haben. Hier ist sie.

Gleich vielen Andern gingen auch wir nach Homburg; gleich vielen Andern wurde auch uns das Herz gar schwer vor Ekel und Abscheu über das, was wir dort gesehen haben; und wir sagten uns: Wer wird alle diese Abscheulichkeiten enthüllen?

Niemand hat die Stelle eines solchen Chronikschreibers angetreten, welche der Zudrang so vieler honneter Leute ihm darbot. Die grosse Trommel der monströsen Reclame über-tönt fort und fort die vereinzelt Klagelaute; die Vernarrtheit Aller macht den Ekel jedes Einzelnen vergessen.

Darauf hin, bei meiner Treue! haben wir das Wort er-griffen und gesagt was wir wussten.

Dieses Buch wendet sich nicht an Alle. Unumwunden greift es ein Laster an, ohne dabei Alles sonnenklar vor Augen zu stellen und ohne die schlimme Neugierde, die es wohl er-regen könnte, ganz zu befriedigen. Der Verfasser hat begrif-fen, dass gegenüber einem solchen Feinde auch der offenste und ehrlichste Angriff nur eine neue Reclame werden würde,

Wie viele Biedermänner haben nicht mit dem Finger auf die grossen Buchstaben jener riesenhaften Anzeige deutend gesprochen:

Darunter ist ein Uebel verborgen!

Wie viele Bankeruttiere, im Begriff die Casse zu plündern und ihre Pässe zu nehmen, haben nicht mit derselben Geberde gesprochen:

Darunter ist das Heil verborgen!

Und von allen diesen und von allen jenen machten sich vorzüglich zwei bemerkbar: Der eine war gross, schmächtig, stoll, lang Ballen; der andere war kurz und dick und trug einen dicken schwarzen Backenbart. Von verschiedenen Seiten angelockt, hatten sie sich in gleichen Lampen gefunden und eine sehr enge Freundschaft geschlossen.

Es gab in der That niemals eine auffälliger Parodie von Robert Macaire und Bertrand. In Harnack des Laxoren war die Copie wirklich eine vollkommene: Pörschke, Heubel, dieselbe nachlässige Bewandlung der Aufschneider eines Freundes. Man hat in einer sehr geschickten Stunde das Kasperhaus unseres Mannes so genau nach dem von Bertrand genommen.

I.

Ein Paar Croupiers.

Die Laster, welche die Treppen des Palais-Royal erstiegen, waren sehr ungehalten, als sie eines Abends die Thür verschlossen fanden. Einige starben daran; aber die Mehrzahl magerte davon nur ab und wurde bald wieder fett von der Mast jeder Nacht an geheimen und geheimnissvollen Tafeln.

Was nun das Geschlecht der Croupiers betrifft, so herrschten bei ihm sehr grosse Ungewissheiten. — Die angeborene Höhle, die es verlassen hatte, um auf einem glänzenden Schauplatze zu erscheinen, war nun von Leuten besetzt, welche sich darin bequem eingerichtet hatten und ihm die Zähne wiesen. Kurz, dieses Geschlecht fiel von einer Dachkammer in die andere, endlich ganz auf die Strasse herab.

Nun herrschte erbärmliches Elend; man öffnete Kutschthüren, man verkaufte Contremarken; hiernach versammelten sich Croupiers und von ihnen früher ausgezogene Spieler Nachts bei Paul Niguët, dieser Hölle des alten Stadtviertels der Hallen. Hier, beim Schimmer dampfender Lampen, in Wolken von Taback und in Dünsten der Berausung errichtete dieses Schleichhändlervölkchen wieder das von einem widrigen Geschick umgestürzte Gebäude.

Und von allen diesen und von allen jenen machten sich vorzüglich zwei bemerkbar: Der eine war gross, schwächlig, steif, trug Brillen; der andere war kurz und dick und trug einen dichten schwarzen Backenbart. Von verschiedenen Horizonten angekommen, hatten sie sich in gleichen Lumpen gefunden und eine sehr enge Freundschaft geschlossen.

Es gab in der That niemals eine auffälligere Parodie von Robert Macaire und Bertrand. In Betreff des Letzteren war die Copie wirklich eine vollkommene: Dieselbe Magerkeit, dieselbe unschuldige Bewunderung der Aufschneidereien seines Freundes. Man wurde zu dem Glauben verleitet, das Schicksal habe in einer seiner spasshaften Stunden das Körpermaass unseres Mannes so genau nach dem von Bertrand genommen, dass er sein Hemd durch dieselben Löcher in der Hose heraushängen lassen konnte.

Aber in Betreff der Aehnlichkeit des Andern muss ich zu Gunsten von Robert Macaire protestiren.

Dieser besass mindestens Originalität in seiner Niederträchtigkeit und eine gewisse Kühnheit. Er lümmelte seine Ellbogen breit aus auf den Tisch, stellte sein Laster viereckig zur Schau und kratzte sein Ungeziefer mit einem gewissen Stolz.

Allein dessen Abbild, unser Mann, sank von einem schönen, ein Wenig verrufenen Vermögensstand herab und wurde durch die Nr. 113 zu Grunde gerichtet, wird aber stets den Schmutz seiner Wäsche unter einem schneeweissen Halskragen verstecken.

11.

Wie man zu Frankfurt in der Lotterie gewinnt.

Den unaufhörlichen Verfolgungen einer rücksichtslosen Polizei zu entgehen, verlangten Robert und Bertrand Pässe in das Ausland. Man beeilte sich, solche ihnen zu ertheilen.

Sie reis'ten nach Deutschland ab. Bei ihrer Ankunft zu Frankfurt besaßen sie noch zehn Louisd'or.

Die Salonthüren der freien Stadt verschlossen sich vor ihnen mit der auffälligsten Uebereinstimmung.

Hierauf theilte Robert, von einer seltsamen Anregung getrieben, seine Baarschaft in zwei Theile: Den einen zum Vertrinken, den andern zum Ankauf eines Lotteriebilletts.

Sie schwuren den feierlichen Eid, — und das ist rein geschichtlich, — dass sie nach dem letzten Glase und dem letzten Schlage des Schicksals, nackt und mit dem Kopfe voran, von der Höhe der alten Brücke, welche ihre schmutzigen Füße in den Millionenreichen Wellen des Mains badet, sich hinabstürzen wollten. Zu noch grösserer Sicherheit sollte dann Bertrand, gleich einer Katze, ein grosser Stein an den Hals gebunden werden.

Die Feinde von Robert, der schwimmen kann, versichern (wenn ihr schlechtes Wortspiel zu wiederholen erlaubt ist), dass der Strick, welcher den Stein an den Hals des unglücklichen Freundes befestigen sollte, noch ein Faden war, woran der genannte Dicke seine Hoffnung knüpfte.

Er hatte berechnet, dass Rock und Hose von Bertrand ihm wohl einige Gulden einbringen würden.

Aber einige Gulden bildeten den Betrag für ein neues Lotteriebillet, für eine neue Appellation an das Glück.

Allein ich eile zu sagen, dass die Feinde dieses Mannes niederträchtige Elende gewesen.

Acht Tage später hatten Robert und Bertrand achtzig Flaschen Wein getrunken und die Nummer ihres Lotterieloses war herausgekommen.

Es war die Nummer 5115.

Als Robert die gewonnenen Bankscheine in seinen Bettlerpass steckte, überfiel ihn ein Nervenzucken, welches ihm den Mund bis an die Ohren zurückzog. Solches Nervenzucken wiederholt sich bei ihm zu gewissen Stunden. Was den Bertrand betrifft, so ersäuft der Unglückliche, aus religiöser Erinnerung daran, dass er selbst kaum dem Ersäuftwerden entronnen war, von Stunde an keine junge Katze mehr. Er übervölkert sein Cabinet und das Zimmer seiner Frau mit den Jungen seiner Kätzin, der einzigen fruchtbaren im Hause.

III.

Der Verfasser fühlt das Bedürfniss einer Anrufung.

O Muse der grossen Genies, erscheine mir zur Hülfe!

Herumsuchen will ich im Schlamme dieser schmutzigen Geheimnisse, worein die Spielbank ihren Grundstein legte. Was ich weiss, werde ich auch sagen, möglichst deutlich und unumwunden sagen. Wo ich etwas nicht vollkommen genau weiss, werde ich so harmlos und unschuldig auftreten, wie Dindon bei der Darstellung der Affen.

Sprechen werde ich:

„Ich kann nicht deutlich erkennen.“

IV.

Parenthese.

Es war zu Bordeaux, in dieser grossen, schönen und edlen Stadt, deren Weinflaschen die längsten Stöpsel von ganz Frankreich haben und deren Frauen die niedrigsten Hauben tragen.

Grosses Gedränge herrschte im Gerichtssaale der Assisen. Das Gericht sprach in Sachen der Verführung eines Telegraphenbeamten. Zuzufolge der Anklage war der Verführer ein kleiner, magerer und hässlicher Mann. Der Staatsanwalt behauptete, dass seine Art, in den Fonds zu spielen, eine sehr glückliche, jedoch im Strafgesetzbuche wohl bedachte gewesen. Uebrigens beeile ich mich, zu sagen, dass er keineswegs schuldig war; denn er hatte nur die Evidenz gegen sich. Endlich siegten seine Feinde und Alles war verloren, sogar die Hoffnung, als plötzlich ein seltsamer Umstand über das Ganze neues Dunkel verbreitete und seine Unschuld im hellsten Lichte erstrahlen liess.

Unser Mann hatte einen Bruder, eben so hässlich wie er selbst war. Hinzufügen muss ich, dass beide sich so ähnlich waren, dass bei hellem Sonnenschein oft ihre eigenen Schatten sich täuschten.

Der verführte Beamte erscheint auf der entehrenden Bank der Angeklagten. Er bekennt Alles und sagt aus, dass er den, der ihn zu dem Verbrechen bestochen, vollkommen wieder erkennen werde. Man führt einen der beiden Brüder vor und zwar nicht den Angeklagten. „Das ist er, ich erkenne ihn!“ ruft der Beamte.

Alle Teufel!

Allgemeines Erstaunen durch den ganzen Saal. Der Staatsanwalt lässt die Anklage fallen. — Darauf folgt die Freisprechung.

Diess war der Gerechtigkeit vollkommen angemessen. Unser Mann wird durch das Gesetz von jedem Makel reingesprochen. So sehe auch ich die Sache in der That an, und was ich darüber erzählte, geschah einfach nur in der Absicht, die zwischen beiden Brüdern herrschende grosse Aehnlichkeit zu beweisen.

V.

Boabdil und Coriolan.

Indessen muss man doch glauben, dass die Gesellschaftskreise vor unsern Triumphatoren sich nicht mit Enthusiasmus eröffneten oder dass diesen die Gerichte, welche man ihnen bei ihren Befreiungsbanketen vorgesetzt, nicht besonders geschmeckt haben. Sie reis'ten von Bordeaux ab und zwar so hastig, dass sie die Grenze ihres Vaterlandes überschritten, wie Boabdil, wie Coriolan und einige minder bekannte Leute.

Unglücklicherweise waren sie nicht reich. Was sage ich? sie waren so arm, dass die Verleumder von Bordeaux sie beschuldigten, den Telegraphenbeamten auf Credit bestochen zu haben.

Aber das Roulette, dieser grässliche Schlund, dessen berühmteste Vermittler sie werden sollten, beglückte sie mit seiner Gunst.

VI.

Unsere Bordesesen in Deutschland.

Die gute Fee unserer Bordesesen führte sie nach Frankfurt. Wie wir bereits gesehen, hatte Frankreich in seinem liebenswürdigen Egoismus sein Palais-Royal hübsch ausgefegt und den Korb voll Unrath über seine Grenzen in's Ausland geworfen.

Ein boshafter Wind hatte ihn bis nach Frankfurt fortgerollt.

Hier befanden sich zwanzig bis dreissig Croupiers, die von verschiedenen Seiten angekommen, und an ihrer Spitze Bertrand und Robert, welche wir nicht vergessen haben.

Wirft man aber zehn Kröten in ein helles Wasser, so findet man sie des andern Tages sämmtlich in demselben Winkel, eine über der andern festgeklammert. Diess geschah denn auch mit allen diesen Verbannten, diesen Opfern derselben Sache. — Sie vereinigten sich und begrüssten die beiden neuen Ankömmlinge als ihre Könige.

VII.

Die Croupiers zu Frankfurt.

Unbekümmert um die in seinen Eingeweiden sich vorbeireitenden Geheimnisse, ging Frankfurt seinen Geschäften nach. Frankfurt, dieses grosse Handelshaus, wo aristokratische Ge-

bräuche, Geschmack an Künsten und Literatur, Intriguen der feinen und vornehmen Welt herrschen, wohin die deutschen Völkerschaften ihr Allerheiligstes des germanischen Symbols versetzt haben.

Die freie Stadt ahnete nicht im Geringsten, welch' fabelhaft schmutziges Werk sie in ihrem Schoosse begünstigte, indem sie den aus Frankreich herübergekommenen Leuten an den Thüren seiner reichen Hotels einige Kreuzer gab: zwei Kreuzer für ein Nachtlager an Leute, bei denen man sich zum Erstaunen überzeugen konnte, aus wie vielen Lappen ein Pantalon zusammengeflickt werden kann.

VIII.

Ein Gasthaus.

Es gab eine gewisse Schenke, oder wenn ihr lieber wollt, ein gewisses Gasthaus, wo diese Herren vorzugsweise zusammenkamen.

Wie viele Aeusserungen der concentrirtesten Gehässigkeiten mussten nicht von den Scheiben dieses Hauses widerhallen! Wie viele seltsamen Schwüre mussten nicht auf diesen Trinktischen die Fäuste hallen!

Ist vielleicht irgend ein neugieriger Dämon der Stenograph dieser weinberauschten Rednerbühnen geworden, wo die Pläne für die Zukunft mit so vielen Erinnerungen an die Vergangenheit sich vergifteten?

Er sage es, er spreche! Er zeige die Spitze seines Schwanzes in irgend einer Ritze, damit ich ihn herausziehen kann mit allen jenen köstlichen Details, die ich überall ge-

sucht und nirgends gefunden habe und womit ich dem Bibliothekar von Homburg so gern meine Ehrfurcht bezeugen möchte, wenn sich eine Bibliothek in Homburg befindet, in dieser Stadt, wo die Wirthshäuser Palais sind, vielleicht nur weil die Palais mit den Wirthshäusern Concurrenz machen, und falls einer der Eingeborenen etwas anderes als eine Rechnung schreiben kann. Um kurz ans Ende meiner allzulangen Phrase zu kommen, bekenne ich, dass ich von den Geheimnissen jenes Frankfurter Gasthauses nichts weiss.

IX.

Auf dem Wege nach Homburg.

Endlich erschien nach mancherlei Versuchen der grosse Tag! Angespornt durch einen Freund des Fürsten, unterstützt durch dessen Rath und eben so schätzbare, aber mehr Cours habende Werthe, unter dem Schutze einer adeligen, aber alten Dame, gelangten die beiden Könige zu der Ehre einer Audienz im Schlosse zu Homburg.

Man verlässt also Frankfurt in einer Kalesche mit zwei Pferden.

Die deutschen Gassenjungen machen neben den Rädern her ihre Kabriolen, was nichts anderes ist, als eine polyglotte Manier, alle Deutschland durchziehenden Nationen um einen Kreuzer anzubetteln; aber bei dieser Gelegenheit erhielten sie nur Peitschenhiebe.

Dieses ziemlich kleinliche Detail würde unbemerkt geblieben sein, wäre nicht einer jener Prachtjungen, von einem glücklichen Winde gehoben, der Schwager eines der Könige

geworden und hätte er nicht in einer Stunde der Ergiessung diese Einzelheiten erzählt.

Bei der Ankunft zu Homburg übergibt man das Gepäck dem Bertrand, den man in der Kleidung eines Kammerdieners mitgenommen, und man verfügt sich in das Schloss.

Einige Minuten später trat einer der Könige zu dem Cabinets-Chef ein und der andere in den grossen Salon, wo ihn der Fürst erwartete.

Die Sonne ging unter in einem Bette von Wolken und eine balsamische Luft strömte durch die offenen grossen Fenster ein.

Ein Maurer, der an einer Dachrinne arbeitete, hörte das ganze Gespräch und erzählte es später dem Chroniker, mit welchem ich ziemlich gut stehe.

Auf dem Wege nach Homburg.

X.

Von der Dachrinne herab.

Glauben muss man, dass die Leute, welche unsern Mann empfohlen hatten, dem Fürsten sehr theuer oder sonst sehr mächtig gewesen. Ein gnädiges Lächeln umschwebte die Lippen des Greises, der sonst gewöhnlich, wie die Homburger behaupten, ziemlich mürrisch ist.

„Reden Sie, mein Herr!“ befahl er.

Wir übergehen hier den Verlauf dieser Audienz mit allen Schilderungen der Details, wie solche der Maurer an seiner Dachrinne gesehen, gehört und erzählt hat. Wir begnügen uns mit dem Resultate: nach einigen Schwierigkeiten unterzeichnete der Landgraf die allergnädigste Concession

für die Errichtung einer öffentlichen Spielbank in seiner Residenz Homburg, und unsere Franzosen waren Herren der Situation geworden

XI.

Ein feines Mittagessen.

Bald war Robert wieder bei seinen Gebietern und bei Bertrand. Ein feines Mittagmahl vereinigte das Quartett. Da der Erfolg andere Kammerdiener in Aussicht stellte, so wurde Bertrand zum Secretär erhoben. Man trinkt sehr. Man überlässt sich historischen Ergüssen. Der Held von Bordeaux erzählt die kleinen Details seines vielbewegten Lebens.

Nach dieser Erzählung steht Robert auf und ruft wie ein neuer Kleber mit einer Stentorstimme: „Herr, Du bist gross wie die Welt!“

Und der Held aus Bordeaux fährt fort, seine Phantasie immer weiter umherschweifen zu lassen an dem glänzenden Horizont, der sich beim Geknalle der Champagnerflaschen und im deutschen Mondscheine vor ihnen eröffnet.

Schwüre werden unter ihnen gewechselt, wie bei den alten Horaziern, und nach der Melodie der „Dolchweihe“. Und alsdann tanzten sie. — Hatten sie nicht Recht?

Sollten sich nicht ihre Träume von vier langen Jahren nun in so viele Friedrichs'd'or verwandeln, dass ihre Taschen vor Entzücken darüber aufhüpften?

Alsdann erhob sich beim ersten Hahnenschrei der Bordenlese aus der Mitte seiner unter dem Tische eingeschlafenen Genossen und rief mit seiner römischen Sopranstimme:

„Auf, auf ihr Maurer, an die Arbeit!“

XII.

Inauguration.

Für solche Arbeit hatte die gute Stadt Homburg nicht genug Maurer. Die Schneider, die Tabaks- und Handschuhhändler mussten sich für den Augenblick zu Steinarbeiten herablassen. Ein ehemaliger Secretär bei den öffentlichen Arbeiten, der keine Pension erhielt, gab sich zum Aufseher her. Der Hingebung dieser wackern Leute gelang Alles. — Gelingt ihr nicht stets Alles?

Ein Palast, der sonst kaum in einen Sommer fertig werden kann, erhob sich beinahe in einem Tage. Er war weder gothisch, noch römisch, noch griechisch, sondern homburgisch. Ein Styl war somit geschaffen; nun ging es an die Inauguration.

Das Heer musste eine Revue passiren und wurde hernach zu einem Banket eingeladen. Der Kellermeister des Landgrafen opferte zu diesem Zwecke ein ganzes Stückfass.

Die beiden Könige luden die vornehmsten Einwohner der Stadt zu einem Lucullus-Mahl ein. Einige Homburger der Opposition schlugen diese Einladung aus; aber viele setzten alle Bedenklichkeiten bei Seite.

Bei dem Mahle gab es grosse Reden und grosses Lachen. Bei'm Nachtmahl stand ein Mann auf und rief: „Nieder mit der Auslieferung.“

Ein Donner von Applaus folgte diesem Toast, der einem Polizeichef Ehre gemacht haben würde.

Nachdem alle Lampen erloschen und alle Flaschen ausgetrunken waren, schlief Alles in dieser schönen Stadt Homburg und goldene Träume umschwebten schaaarenweise diese glücklichen Einwohner.

Nur ein einziger Mann wachte. Er dichtete — ein Gedicht? Pfui! — eine öffentliche Anzeige.

Casino de Hombourg

près Francfort-sur-le-Mein.

Le **Casino de Hombourg**, par la magnificence de ses salons, par la variété de ses agréments et le luxe de ses plaisirs, obtiendra faveur du monde élégant.

Le **Cabinet de Lecture** reçoit les journaux les mieux accrédités de toute l'Europe.

Les **Salons de Conversation**, constamment ouverts, offrent aux touristes et aux hôtes distingués qui les fréquentent, les mêmes amusements qu'à Baden avec de plus grands avantages.

Dans la **Salle de Bal** se donnent, sans interruption, les **Fêtes** et les **Concerts**. Chaque soir, un excellent **Orchestre**, composé de trente musiciens, sous la direction d'un maître de chapelle de talent reconnu, y exécute la musique la plus nouvelle et la plus variée.

Le **Trente et Quarante** se joue avec le **Quart de refait** et la **Roulette** avec un **seul zéro**, ce qui présente sur les autres banques un avantage de soixante et quinze pour cent au Trente et Quarante, et de cinquante pour cent à la Roulette.

La **Salle Japonaise** est transformée, pendant l'hiver, en **Théâtre-Français**: une société d'artistes, engagés pour la saison, joue trois fois par semaine et représente les vaudevilles et les pièces en vogue des théâtres de Paris.

L'aile droite du Casino réunit ensemble le **Café-restaurant**, le **Divan**, les **Salons particuliers** pour les diners de société, et la grande **Salle à manger**, où la table d'hôte à la française est servie chaque jour à cinq heures.

Les familles étrangères sont assurées de trouver dans les nombreux **Hôtels** et dans les maisons particulières des logements confortables, à des prix modérés.

Enfin les Directeurs, soucieux des plaisirs de la classe distinguée, n'ont rien épargné pour que **Hombourg** soit désormais, hiver comme été, le rendez-vous des plaisirs de toute l'Europe*).

*) Deutsch würde diese Ankündigung ungefähr lauten:

Casino von Homburg

bei Frankfurt am Main.

Das Casino von Homburg wird durch die Pracht seiner Salons, durch die Mannichfaltigkeit seiner Annehmlichkeiten und den Luxus seiner Vergnügungen die Gunst der gesamten eleganten Welt sich erwerben.

Und am folgenden Morgen flog diese prachtvolle Ankündigung in alle Lande dieses guten Europa. Beim Uebertritt über die französische Grenze bedeckte man ihre Blösse mit einem Weinblatt.

Die Worte *Roulette* und *Trente et un* wurden ausgestrichen.

XIII.

Der erste Erfolg.

Schnell erfolgte zahlreicher Besuch. Ein völlig neuer Köder lockte die Gründlinge herbei: nur eine einzige Null! Ein Quart *de refait!*

Das Lesecabinet erhält alle best-accreditirten Zeitschriften v. ganz Europa. Die Conversations-Salons sind beständig geöffnet und bieten den sie besuchenden Touristen und vornehmen Gästen dieselben Unterhaltungen wie zu Baden-Baden, jedoch mit grösseren Vortheilen.

In dem Ballsaale folgen sich ohne Unterbrechung Feste und Concerte. Jeden Abend führt ein vortreffliches Orchester von 30 Musikern, unter der Leitung eines rühmlich anerkannten Kapellmeisters, die neuesten und mannichfaltigsten Compositionen aus.

Das Trente et Quarante wird mit einem Quart de refait und das Roulette mit einer einzigen Null gespielt, was gegen alle andern Spielbanken einen Vortheil von 75 Procent beim Trente et Quarante und von 50 beim Roulette gewährt.

Der Japanische Saal wird über Winter in ein Französisches Theater verwandelt: Eine für diese Saison engagirte Gesellschaft von Künstlern wird wöchentlich drei Mal spielen, die Vaudevilles und neuesten Lieblingsstücke der Pariser Bühnen aufführen.

Der rechte Flügel des Casino vereinigt in sich einen Kaffeesaal mit Restauration, einen Divan, besondere Salons für gesellschaftliche Essen und den grossen Speisesaal, wo täglich um 5 Uhr eine table d'hôte à la française Statt findet.

Die fremden Familien können versichert sein, in den zahlreichen Hôtels und in Privathäusern sehr comfortable Wohnungen um mässige Preise zu finden. Endlich haben die Directoren in ihrer Sorgfalt für die Vergnügungen der vornehmen Classen nichts gespart, damit Homburg fortan, im Winter, wie im Sommer das Rendezvous aller Vergnügungen von ganz Europa sein könne.

Bei der Kunde von diesen glänzenden Bedingungen geriethen die übrigen Spielbanken in Aufregung; sie beantragten, man sollte diese Narren einsperren; denn alle Menschen von Genie hält man gewöhnlich für Narren.

Voll Begierde nach dem Genuss dieser Vortheile, die nach ihrer Ansicht wohl nur eine Saison hindurch gewährt werden würden, drängten sich die Spieler von allen Seiten herbei und bevölkerten alle Bahnzüge. Alte Stammgäste von Baden-Baden wagten sich bis nach Homburg und so machte man aus dieser unschuldigsten Quelle der Welt die schrecklichsten Bäder dieser Erde.

Mit einem Worte: Niemals hat ein grösserer Erfolg den grössten Erwartungen entsprochen.

Das Völkchen der Croupiers wurde bei dieser Bank angestellt, je nachdem jeder zu Paris, Baden-Baden etc. schon Dienste geleistet hatte.

Diese Leute bezogen schon im ersten Jahre ihren Gehalt. Indessen erhielten die Croupiers beim *Trente et un* damals nur 4000 Franken und die beim Roulette höchstens 3000. Das war freilich sehr wenig! Allein diese Leute begriffen wohl, dass solches nur eine Grundsteinlegung war, worauf man den künftigen goldenen Bau aufführen würde.

Hätte man ihnen statt dessen vier Fürstenthümer Monaco angeboten, sie würden solche mit Achselzucken abgelehnt haben.

XIV.

Bank gegen Bank.

Ach! Unwandelbar ist nichts hienieden!

In einem Lande voll Weideplätzen, umgeben von Eisenbahnen, wie die Felder der Niederbretagne mit Weissdornhecken umzäunt sind, zog sich ein Gewitter zusammen.

Anfangs stand nur ein schwarzes Pünctchen einsam am blauen Himmel, aber bald verwandelte es sich in eine unermesslich finstere Wolke, worin dumpfe Donner erdröhnten.

Es war eine Gesellschaft Namens B . . . deren Capital bestand aus 400,000 Franken und deren Zweck einfach darin, die Bank von Homburg zu sprengen. Wie reich man auch das ganze Gebäude mit Blitzableitern bespickte, so erzitterte es doch bis in seine Grundfesten.

Bis auf die Knochen durchnässt und gezwungen, ihre Arme bis an die Achseln auszustrecken, um Geld aus ihrer Kasse zu holen, begannen die beiden Könige an ihrem, nicht wenig verfinsterten Sterne zu zweifeln.

Die Leute von Baden-Baden sahen erschreckt über Karlsruhe hinweg und hatten grosse Lust, ihre Fenster zuzumachen.

Aber in des Himmels Namen! Lassen wir die Wolken Wolken sein und sprechen wir uns deutlicher aus.

Es bestand also ein System und dieses System ging von dem Grundsatz aus, dass in einer bestimmten Zeit das Roth und das Schwarz gleich oft herauskommen müsse. Demnach galt die Regel, auf die Farbe zu setzen, welche am öftersten fehlgeschlagen hatte.

Ich bin so kühn zu glauben, dass man mich nun verstehe.
 Einer der Actionäre, dem die andern unumschränkte Vollmacht ertheilt hatten, setzte sich vier bis fünf Stunden lang vor das *Trente et quarante*, spielte nach diesem Systeme und benutzte dabei das damals bestehende Maximum von 15,000 Franken.

Er gewann am ersten Tage; er gewann am zweiten; er gewann eine ganze Woche hindurch, so ungeheuer viel, dass es um diese mit so grossen Kosten gegründete Bank geschehen war, und dass man auf 100 Stunden Weges in die Runde von nichts anderem mehr sprach als von diesem Systeme.

In der letzten Secunde dieses glücklichen Lebens und in der ersten dieses Todeskampfes, nahm einer der Könige allen seinen Muth und seine ganze Kaltblütigkeit zusammen, welche ihn schon so oft aus weit verfänglichern Lagen gerettet hatte.

Kühn trat er der Gefahr gerade entgegen und sagte zu ihr: Sie werden uns sprengen.

Gewiss, antwortete der Andere.

Ich will es nicht.

Gewiss nicht, erwiederte ahemals die Gefahr.

Wir können uns arrangiren.

Hm, Hm!

Wie viel verlangen Sie dafür, dass Sie Ihre Gesellschaft sprengen statt meiner Bank? Wird es hoch zu stehen kommen?

Gewiss!

Fünfundzwanzigtausend Franken baar und zweitausend Franken lebenslängliche Rente — behagt es Ihnen so?

Hm, Hm!

Wohlan denn: 50,000 Franken baar und 3000 Franken lebenslängliche Rente?

Die Gefahr lächelte

In der That verwendeten diese Leute nicht so viel Zeit und Phrasen auf die Verhandlung ihrer Geschäfte, als ich zu deren Erzählung bedarf.

Pall, Homburg.

Am folgenden Tage um elf Uhr war der Spielsaal vollgestopft von Menschen. Jedermann wollte den letzten Act dieses Dramas mit ansehen. — Es herrschte religiöse Stille, wie in dem Zimmer eines Sterbenden.

Der Mann erschien, setzte sich und spielte.

Er verlor 100,000 Franken.

Einer der Actionäre der Gesellschaft zupfte ihn am Aermel: Unglückskind, stehen Sie auf, fort!

Unser Mann rührte sich nicht.

Er verlor weitere 100,000 Franken.

Nun ereignete sich das für Alle Unbegreifliche und nur für vier Personen, wozu auch der Leser gehört, Verständliche, dass dieser Mann, dessen Kaltblütigkeit allbekannt war, den Kopf gänzlich zu verlieren schien. Da ihn die Actionäre nicht durch Ueberredung von seinem Platze wegbringen konnten, so gingen sie hinaus, um bald wieder zu kommen und ihn mit Gewalt zu entfernen.

Aber vor ihrer Rückkehr hatte unser Mann seine letzte Banknote verloren.

Er entfloh durch den Garten, sprang auf ein gesatteltes und gezäumtes Pferd, welches ihn und die Gefahr weit von Homburg hinwegtrug, und noch weiter von den Actionären der Gesellschaft B . . . , die ihn geraume Zeit in ganz Europa aufsuchten, um ihm die gehörigen Vorwürfe zu machen.

XV.

Der höchste Glanzpunct.

Deutschland hatte im Jahre 1848 das Spielhaus geschlossen und panischer Schrecken herrschte darüber unter den

Actionären der Bank. Einige kühne Speculanten benutzten diese Baisse und darin findet man das Geheimniss von mehren grossen Vermögen zu Paris.

Jetzt athmete man zu Homburg und zu Paris wieder frei auf.

Die Sonne stand wieder am Himmel, schöner und glänzender als jemals zuvor: die Lamberien erhielten eine neue Vergoldung, das Orchester einen Zuwachs von zehn neuen Musikanten.

Drei Tage später sah man keine Spur mehr von jenem famosen Gewitter, ausser eben das Maximum, welches gleich einem Barometer, auf 8,500 Franken gesunken war, in welchem Stande es sich bis heute erhalten hat.

Von Stunde an hatte man anderes nicht mehr zu thun, als behaglich zu schlummern auf dem Strome glücklicher Stunden; ein balsamisches Lüftchen, geschwängert mit allen Patschulis und Verbenen der Welt trieb unsere Leutchen auf den Gipfel des glänzendsten Glückes, welches jemals in den Wellen des Rheins sich gespiegelt hat.

Jeder unserer beiden Könige steckte die erste Million in seine Tasche — die erste Million, welche auf Wegen der Ehre diesseits des von Boileau besungenen Flusses so schwer zu gewinnen ist.

Der Administrator Robert nahm neue Leute in die von Bertrand, dem Oberhaupte der Partei befehligten Reihen der Angestellten auf.

Die Besoldungen der Croupiers stiegen bei dem *Trente et un* auf 7000 und beim *Roulette* auf 5000 Franken.

Leser, was sagen Sie zu diesen Leuten, welche wie Obersten besoldet, einen Corporal durch einen Händedruck entehren würden?

XVI.

Kurze Zeit danach,

Robert ist sehr unruhig: Nauheim, dieses kleine Nachbarörtchen verursacht ihm Grillen: dieser winzige Zwerg zeigt Lust, sich zum Riesen zu erheben.

Robert beschäftigt sich mit Mitteln, den Zwerg in der Wiege zu erwürgen.

Nachdem alle Schlangen, die er zu solchem Zwecke dahin gesendet, erstickt worden, weil sie sich verkauft hatten, hat er zur Verherrlichung seiner Reclame eine neue Quelle machen lassen.

Man behauptet sogar, der überlebende König habe nach Barèges geschrieben, um dieses jährlich für 6 Monate zu erhalten.

Genügt aber diess Alles nicht zu Erhaltung des Zulaufs, so will er die einzige Null und das *Quart de refait* aufheben. Die an dem Laster, wovon er lebt, gemachten Studien und Erfahrungen, geben ihm den Rath zu solcher Kühnheit.

Robert plaidirt sehr kräftig für diese Massregel. Er ist überzeugt von der in ganz Deutschland anerkannten Wahrheit:
 „Weder Roth noch Schwarz gewinnt, sondern
 Weiss!“

XVII.

Die Reclame.

Homburg beschäftigt sich mit einer grossen Frage: mit der Gründung eines Ordens, wovon die ersten Titularen bereits ernannt sind. (Unter den Actionären war in der That davon ernstlich die Rede).

Aber man kann sich über die Insignien nicht vereinigen. Sollte man dazu eine kleine goldene Croupierschippe wählen?

Das wäre hübsch! Allein dabei entstünde eine zu grosse Aehnlichkeit mit einer Freimaurerkelle.

Ein Freimaurer? Pfui!

Was das Band betrifft, so soll es roth und schwarz sein, auch die 36 Nummern enthalten — und die Null — eine grosse Null, zum Zeichen, dass es deren hier nur Eine giebt.

Diess Alles ist sehr gut. Aber wie soll man dieses Band tragen? Soll es eine Scherpe oder nur ein Halsband, ein Sautoir werden?

Die erste Art wäre etwas sehr Auszeichnendes; allein damit würde ein Actionär einem Heidelberger Studenten ähnlich werden. Einem Studenten? Pfui!

So blieb man denn beim Sautoir stehen.

Jedoch wird man dieses Band sehr breit machen lassen, damit es nicht aussehe — wie ein Strick um den Hals!

Also lasse sich Europa gesagt sein:
Eintausend Procent Ertrag und dazu als Prämie eine Ordensdecoration!

XVIII.

Eine Verordnung.

Dem Strafgesetzbuche von Homburg ist ein neuer Artikel angefügt worden:

„Jedem Einwohner von Homburg wird unter ziemlich harter Strafe verboten, an den grünen Tischen jemals irgend mitzuspielen.“

„Auch ist ihnen jeder sehr vertrauliche Verkehr mit den Spielern und Fremden untersagt.“

Kurz, Europa wird dadurch in Quarantaine-Zustand versetzt.

Hiernach hat denn Homburg, diese landgräfliche Hauptstadt, das Problem: durch das Laster sich zu bereichern, ohne selbst daran Theil zu nehmen, glücklich gelöst! — — —
—————*).

XIX.

Ein Process.

Ein ziemlich langer Zeitraum liegt zwischen unserem 18. und diesem 19. Capitel. Die Mehrzahl der französischen Leser kennt ohne Zweifel den Grund dieser Verzögerung, die

*) Hiermit schliesst der Verfasser sein erstes Bändchen, wesshalb das nächste Capitel hier wieder den Titel einer Vorrede führt. A. d. Uebers.

übrigen Leser aber schwerlich, daher ist es wohl zweckmässig, einige Erklärung darüber hier zu ertheilen.

Viele Leute sind der Ansicht, es sei nichts einfacher, als eine Viertelstunde der Moralität zu haben.

Mit nichten!

Eine solche Viertelstunde zu haben, ist sehr möglich! Aber sie auch zu irgend einem Zwecke nützlich zu machen — *This is the question!* — — — — —

Wir hatten uns gesagt: dort unten ist eine Pesthöhle, ein geheimnissvoller Kloak von Lastern, Niederträchtigkeiten und Schmach. — Giessen wir einen Eimer voll Wasser in diese Höhle und werfen wir einen Sonnenstrahl auf diese Geheimnisse.

Hiernach schrieben wir.

Leser stellten sich ein, zahlreicher als wir es hatten hoffen können und wir beschäftigten uns eben mit einer zweiten Auflage, als ein Herr im Pelz, in zweispänniger Kutsche, mit Uhrgehängen und voll Zorn aus Homburg an uns gesendet wurde.

Er trat bei unserm Drucker ein, liess seine Kutsche vor dessen Thür halten und forderte von ihm auf das Dringendste unsere Adresse.

Und mit welchem Rechte? antwortete man ihm.

Mit dem Rechte eines Repräsentanten des Spielhauses zu Homburg, welches hier grässlich verleumdet worden! — rief der Herr im Pelz; mit dem Rechte eines Mannes, der morgen schon einen Gerichtsdienersenden würde, wenn morgen nicht Sonntag wäre. — — — — —

Der Gerichtsdienersenden kam auch nicht am Montag, aber dafür erschien derselbe Herr im Pelz und demselben Fuhrwerke wieder bei unserem Verleger und bei einem unserer Sortimentshändler. — Abermals dieselbe Scene. — Dieselben Drohungen.

ist ein neuer Art
wird unter zieml
schen jemals irge
he Verkehr mit de
uarantine-Zustand
andgräfliche Haupt
zu bereichern, ohne
gelös't! — — —
*)
chen unserem 18.
französischen Le
Verzögerung, die
dchen, weshalb du
A. d. Uebers.

Man hielt den Herrn im Pelz für verrückt, deshalb warf man ihn nicht zur Thür hinaus.

Aber was mich betrifft, so war mein Schrecken nicht klein.

Gleich einem Damoclesschwert hing diesen ganzen Tag ein Gerichtsdieners über unserem Haupte, und Nachts träumte uns, das ganze Gerichtsgebäude stürzte uns über dem Kopfe zusammen.

Der Herr im Pelz erschien immer und überall.

Zwei Stunden verweilte er in der Loge eines Hausvogtes und . . . sein Kutscher blieb immer vor der Thür. — Guter Gott! Wie reich muss dieser Herr nicht sein! Denn er konnte ja auch diese Kutsche stundenweise gemiethet haben.

Eines schönen Morgens sollte die Anzeige unseres Buches im *Siècle* stehen, sie stand aber nicht darin.

Wir vermutheten sogleich, dass der Herr im Pelz zu Herrn Panis, dem Pächter der Anzeigen in den fünf grossen Zeitungen gefahren.

Wir strengten daher einen Process an.
Dieser Process wurde erzählt im *Droit*, in der *Gazette des Tribunaux*, in der *Presse* und im *Siècle* etc. Wir wählen hier den Bericht aus dem *Droit*, weil er die Ansprüche der Vertheidigung vollständiger auseinandersetzt.

Handelsgericht des Departements der Seine. Sitzung vom 28. April.

Herr XXXXX. hat unter dem angenommenen Namen von Etienne Pall ein kleines Buch unter dem Titel *Les Echos de Hombourg* verfasst. Es ist eine Art von Satyre gegen die Spielhäuser im Allgemeinen und gegen das zu Homburg in's-besondere.

Frankreich hat die Spielhäuser abgeschafft und damit ein Beispiel hoher Moralität gegeben.

Preussen hat seine Casino's geschlossen und Piemont seinem *Aix-les-Bains* das Privilegium entzogen.

Die Ufer des Rheins haben diese traurigen Erbschaften aufgelesen und Herr XXXXX. kam auf den Gedanken, eine Schilderung gegen die Anstalt von Homburg zu veröffentlichen, die allerdings manches sehr Angreifende enthält.

Sein Buch erschien im Verlage von Taride; hierauf schloss er mit Herrn Panis, dem Regisseur der Anzeigen in den Zeitungen *des Débats, le Constitutionnel, la Presse, le Siècle* und *le Pays*, einen Vertrag für fünf Einrückungen zu einem Pränumerationspreis von 130 Franken.

Herr Panis hat davon drei Anzeigen gegeben, verweigert jedoch auch die beiden letzten zu drucken, und auf eine Mahnung durch den Gerichtsdienner erklärt er: „Da er mittelbar erfahren habe, dass das angekündigte Buch Diffamationen gegen geborne Franzosen enthalte, so müsse er jede fernere Theilnahme an einer Verantwortlichkeit durch weitere Einrückung dieser Anzeigen verweigern und erbiete sich dagegen, dem Herrn XXXXX. die Summe von 50 Franken für die beiden in *Siècle* und *Pays* fehlenden Anzeigen zu erstatten.“

Hierauf liess Herr XXXXX. den Herrn Panis vor das Handelsgericht des Departements der Seine bescheiden. — — —

Herr Petitjean hat die Klageschrift eingereicht.

Herr Deleuze hat als Sachwalter von Herrn Panis einige der heftigsten Stellen des Buches vorgelesen und behauptet, dass Herr Panis sich nicht zum Mitschuldigen eines Verbrechens machen, also auch nicht ein Werk ankündigen könne, welches von Diffamationen, nicht nur gegen die Gründer der Badeanstalt, sondern sogar gegen den Landgrafen von Homburg wimble.

Herr Panis hat die drei ersten Inserate geliefert, ohne eine Ahnung von dem Inhalte des Buches zu haben; aber gerade diese Inserate verschafften ihm die Enthüllung des wahren Characters dieses Werkes. Hiernach erachtete er es als Pflicht, keine Inserate darüber ferner zu veröffentlichen und dagegen dem Herrn Verfasser den vorausbezahlten Betrag für beide nicht abgedruckte Inserate zu erstatten. — — — — —

Der Spruch des Gerichtshofes erfolgte in nachstehender Form:

„In Erwägung, dass aus den vorliegenden Schriften sich erweis't, dass sich Herr Panis gegen Hrn. XXXXX. mündlich verpflichtet hat, auf der vierten Seite der Zeitung *des Débats, le Constitutionnel, la Presse, le Siècle, und le Pays*, die fragliche Anzeige zu veröffentlichen;

„In fernerer Erwägung, dass dieser Vertrag durch die erfolgte Erfüllung als vollkommen rechtskräftig betrachtet werden muss; ferner: dass wenn Herr Panis behauptet, dass er an weiterer Verbreitung eines diffamatorischen Werkes nicht theilnehmen könne, diese Erklärung nicht mehr als statthaft anerkannt werden kann, weil eine Veröffentlichung dieses Buches von der Staats-Censur nicht verboten worden, und auch vorzüglich desshalb nicht, weil von den angeblich in dem Buche angegriffenen Personen kein Schritt irgend einer Art geschehen ist, der von ihrer Seite eine Empfindlichkeit über das Buch zu erkennen gäbe, so kann man Herrn Panis eine grössere Empfindlichkeit als diesen Leuten selbst unmöglich zugestehen.

„Hieraus ergibt sich die rechtliche Nothwendigkeit des Spruchs: dass die beiden in den Zeitungen *le Siècle und le Pays* bisher unterlassenen Anzeigen, nun dem Vertrage gemäss in Zwischenräumen von zwei Tagen nachgeholt werden;

„dass, weil das bisherige Verweigern dieser beiden Anzeigen den Kläger gegen den Vertrag präjudicirt hat und der hieraus entstandene Schaden auf 200 Franken berechnet werden kann.

„Aus diesen Gründen fällt der Gerichtshof den Spruch: Herr Panis ist verurtheilt, binnen 3 Tagen von Publication dieses Urtheils an, beide Anzeigen in den Zeitungen *le Siècle* und *la Presse* abzdrukken und zwar bei Vermeidung der Rechtsvollstreckung; auch binnen gleicher Frist dem Hrn. XXXXX. eine Entschädigung von 200 Franken zu zahlen und sämtliche Gerichtskosten allein zu tragen.“

Wir haben nicht erst nöthig die Wahrheit dessen, was wir über die Gründer des Spielhauses gesagt haben, hier nochmals zu betheuern. Sie selbst haben diese Wahrheit anerkannt, indem sie uns nicht vor Gericht belangten, obgleich wir darauf gefasst waren und der gute Herr Panis solches sehr laut verlangte.

Dieser gute Regisseur, was zum Henker hat er auf dieser Galeere gemacht!

„Sie mein Herr Panis, sind nur eine Mauer, auf welche Anzeigen zu kleben ich ein Recht habe!“ sagte ihm vor Gericht unser Sachwalter in seiner einfachen, soliden und geistreichen Weise.

Und wir schliessen nun dieses Capitel mit der einfachen Darlegung unserer Lage.

Unser Buch ist moralisch und greift eine Immoralität an.

Das Spielhaus zu Homburg ist eine überall unmoralische und in Frankreich verbotene Anstalt.

Aber durch diesen guten Herrn Panis, der sich vor Gericht als Ritter des Spielhauses erklärt hat, ist uns die Pforte der Veröffentlichung durch die fünf grossen Zeitungen fortan

für die Fortsetzung unseres Buches verschlossen, während jeden Morgen beide Flügel den Reclamen von Homburg geöffnet werden! — — — — —

XX.

Die deutschen Hasen.

Nachdem ich in den frühern Capiteln der Geschichte von Homburg eine bescheidene Seite gewidmet habe, will ich nun etwas eingänglicher und ausführlicher von dem Spielhause selbst sprechen.

Aber, mein lieber Leser, eine mit mir nach Homburg gemachte Reise würde meine Aufgabe eines Chronikschreibers unendlich und auf die liebenswürdigste Weise erleichtern. Reisen wir also ab! — Wir sind schon abgereis't.

Für siebenzig Franken für jede Person wird man ohne alle Unfälle nach Frankfurt gebracht.

Die Stadt näher zu betrachten, fühlen wir keine Lust, wir haben zu grosse Eile; wir nehmen daher sogleich einen Wagen nach Homburg.

Wir durchfahren eine grosse, mit Hasen bevölkerte Ebene, welche uns neugierig betrachten. Anfangs erstaunen wir über die diesem Geschlechte sonst fremde Neugierde; später jedoch erfahren wir, dass das Jagdrecht hier bis an den Horizont nach allen Seiten fünf bis sechs Personen gehört, wovon sechs die Gicht haben.

Uebrigens geht uns das nichts an und wir würden klüger thun, aus unserer Tasche 14 Kreuzer hervorzusuchen.

Ein Topf von Weissblech, am Ende eines zwölf Fuss langen Stabes befestigt, kommt aus einem blinden Fenster hervor und rückt bis auf einen Zoll an unsere Taschen heran.

Wofür bezahlen? fragt man wohl.

Für das Fahren auf der Landstrasse.

Alle Wetter! Aber warum auf solche Weise bezahlen?

Ja, meine lieben Leser, diese Leute sind logisch und wir sind verpestete.

Bah!

Die Nachbarn von Homburg wissen diese so zahlreichen Wallfahrten trefflich zu benutzen, aber als Leute, die auf ihre Reinheit von aller Ansteckung sehr eifersüchtig sind, unterwerfen sie die Pilger einer fortwährenden Quarantaine — Verstanden?

Ja, mein Herr!

Jetzt bezahlen sie zwölf Kreuzer.

Schon wieder? In diesem Lande bezahlt man sehr oft. Sehr oft? Nein! Man bezahlt immer.

XXI.

Die Stadt Homburg.

Da liegt Homburg: Eine grosse Strasse mit neuen Häusern besetzt; die Mehrzahl davon prangt mit der Inschrift:

„*Appartements meublés. — Furnished appartements!*“

Die übrigen sind Hotels. — Steigen wir am Europäischen Hofe ab, wenn wir keinen genügenden Grund haben, anderswo abzusteigen. Dieser Europäische Hof liegt gerade dem Kursaal gegenüber. Man speist daselbst für zwei Gulden ohne Wein zu Mittag und man spricht dort Französisch ohne Accent.

Sie sehen an der allerliebsten Manier, womit man uns empfängt, dass der klassische Blick des Kellners auf unser Gepäck und unsere Haltung vollkommen zu unseren Gunsten gestimmt hat. Gelegentlich dieser physiognomischen Kunst des Kellners erinnere ich mich an die Worte eines Spielers: „Ein Gasthofskellner würde einen famosen Bouillotte-Spieler abgeben!“

Der Secretär wird Sie wohl um Ihren Pass bitten, aber gewiss nicht ärgerlich noch unangenehm werden, wenn Sie auch keinen haben.

Die Homburger Gensdarmen fragen nicht: „Haben Sie Papiere?“ sondern: „Haben Sie Geld?“

Der genannte Secretär wird Sie ferner ersuchen, den Namen, nach welchem Sie hier genannt werden wollen, gefälligst einzuschreiben. Wollen Sie den Namen Ihres Vaters oder Ihres Sohnes geheim halten, so schreiben Sie ihn keck in dieses Buch, denn — kein Mensch glaubt an die Wahrheit der hier eingeschriebenen Namen.

XXX

Die Stadt Homburg

Da liegt Homburg: Eine grosse Strasse mit neuen Häusern besetzt; die Strasse führt von der Kirche

XXII.

Die Spielsäle.

Wir haben gefrühstückt. — Gehen wir nun in den Kur-saal. — Es ist ein grosser, einstöckiger Palast — das ist Alles, was ich darüber sagen kann.

Um zu diesem Paradies von Homburg zu gelangen, wandelt man der Länge nach durch einen mit Orangebäumen besetzten Weg, und das Paradies unseres lieben Herrgotts liegt ziemlich weit entfernt, denn Jedermann weiss, dass man auf einer steinigen Strasse dahin gelangt.

Jeder dieser Orangenbäume hat 1000 Franken gekostet.

Wir kommen durch den Peristyl in den Vorsaal. Hier stehen fünf Lakaïen zur Uebernahme von Stücken und Hüten, fünf Lakaïen in Livrée.

Livrée wovon? Livrée von wem?

Geben Sie getrost Ihren Hut und Ihren Stock hier ab, denn im Saale selbst würden beide gestohlen werden; das gehört zu den Segnungen des Ortes.

Dieser grosse Saal gerade vor uns ist der Ballsaal. Er ist auch, jedoch nur an Regentagen, der Sammelplatz von Beethoven, Weber, Flotow, Meyerbeer. — Gehen wir nicht hinein. — Meines Wissens sind wir nicht hierher gekommen, um uns in Harmonien zu berauschen. — Uebrigens regnet es auch nicht.

Wenden wir uns nach dem Gange linker Hand. — Diese grosse Treppe führt zu dem Saale der Fürsten. — Gehen wir nicht hinauf, wir könnten sonst in die Schlingen einer jener Damen fallen, welche auf dem Piano vocalisiren und

paradiren. — Gehen wir rechts gerade aus; sehen Sie, da sind wir schon.

Vor allen Dingen die gehörige Ehrerbietung; denn man befindet sich hier bei einem Gotte!

Aber welcher Gott hätte in der That mehr Anspruch auf unsere Ehrerbietung und Ehrfurcht? — Sein Tempel enthält ohne Zweifel mehr Gold und Vergoldung, als jener, welchen König Salomo dem biblischen Gotte erbaute. — Man lasse eine Bauernhochzeit aus der Niederbretagne hier hereinkommen, und ich will gehenkt werden, wenn nicht jeder dieser braven Leute beim Eintritte sich bekreuzt und nach dem Weihwasser sich umsieht.

Kurz: ein religiöses Schweigen herrscht durch den ganzen Raum — es wird nur unterbrochen durch die schrillende Stimme des Croupiers, der ruft: „*Faites le jeu, Messieurs; le jeu est fait, rien ne va plus!*“ und durch den rascheldenden Ton der Kugel, welche auf dem Kupfer dahin rollt, wohin der Zufall (?) sie führt.

Rings um die Tafel sieht man hier zwanzig bis dreissig Spieler. Diese Tafel gleicht einer Familientafel, an welcher man die Verlängerungen zu einem Bankete ausgezogen hat.

In der That giebt es hier auch ein Banket, immer Banket, und diese Damen und Herren sind dabei die Gäste.

Man kommt dazu ohne alle Einladung, gerade wie im Evangelio; jedoch nur, wofern man Gold und eine Seele zu verlieren hat, denn mehr verlangen die Amphitryonen nicht.

Rechts und links von diesem Salon befinden sich zwei andere Säle. Der linker Hand ist der Lesesaal, eine literarische *Table d'hôte*, wo alle Zeitschriften und alle Bücher unentgeltlich aufliegen. — Ich wette aber, dass mein Büchlein nicht auf dem Verzeichniss des Tages steht.

An den Saal rechter Hand schliesst sich ein anderer an, deshalb hätte ich wohl besser mich so ausgedrückt: rechts

liegen zwei Säle. Hier kommen die *Ecarté*- und Whist-Spieler zusammen.

Hier stützt sich der falsche Spieler aus Paris, Brüssel und Berlin mit dem Ellbogen auf das zierliche Acajoutischchen, in aller Heiterkeit eines über allen Zufall erhabenen Daseins.

Einige *Domino*-Parthien werden schweigend in einer Fensternische gespielt. — Die tiefe Unschuld dieses Spieles hat ihm seine ursprüngliche Jungfräulichkeit erhalten.

Alle hier erwähnten Säle haben Eingänge in den grossen Saal. Dieser, worin sich zwei Spieltische befinden, enthält eine wahrhaft unverschämte Pracht. Eine bunte Menge erfüllt ihn, alle Nationen drängen sich hier mit den Ellbogen, aber sogleich wird man davon Frankreich herauskennen, an seinem leichten, etwas grossthuenden, guthmüthigen Wesen, an dem Benehmen als wäre es zu Hause. Alle übrigen Nationen betrachten es mit einer Art von Neid, ahmen seinen Gang, sein Benehmen, seine Kleidung, seine Sitten und seine Sprache nach; während es selbst aus seinem eignen und dem *Esprit* aller Andern eine sehr appetitliche *Olla podrida* zusammengebraut hat, alle Witze und alle Albernheiten spricht, alle Tugenden und alle Laster übt.

Ja, in diesem Strudel, worein die Menschheit wie eine Wahnsinnige sich stürzt und einem unbekanntem Ziele nachjagt, hält Frankreich den Faden und wird zuerst an das Ziel gelangen, wofern es sich nicht verirrt, um eine in der Luft schwebende Fliege oder die Nase des vorübergehenden Hyacinth zu sehen.

Und dennoch! bekennen wir es offen, mit wirklicher, tiefer, einziger und unheilbarer Verzweiflung, dass Frankreich, trotz der drei oder vier vorangehenden Phrasen, sehr oft alle seine Siege zu Land und zu Meer, alle Siege seines Geistes vergessend — nicht so hoch spielt wie Amerika und Russland!

Pall, Homburg.

Und hierin liegt vielleicht das Geheimniss seiner unruhigen Aufregung, die sich bei ihm stets in mehr oder minder komischen Revolutionen ausspricht und Luft macht.

XXIII.

Die Croupiers.

Um jeden Spieltisch sitzen vier Croupiers. Ha! die Croupiers! sie haben das Eigenthümliche, dass sie Alle sich ähnlich sehen: die Albernheit erscheint bei ihnen gleichförmig. Offenbar waren diese Leute nicht zum Tragen goldener Ketten geboren, desshalb treiben sie damit Missbrauch. Ein Goldschmied vom *Boulevard du temple* würde über der Weste dieser Herren alle seine Artikel, von denen aus hohlem Gold bis zu denen in Strass leicht wieder erkennen.

Aber — sagen wir lieber Alles auf einmal: es gibt verschiedene Sorten von Croupiers — es giebt welche beim *Trente et quarante* und welche beim *Roulette*. Mit grösserem Recht würde man einen Staatswagen einen Fiaker nennen, als diesen den Namen von jenen geben.

Croupier beim *Trente et un* zu sein, ist der Zukunfts-traum aller jener jungen Leute, welche in noch jungfräulicher Hand die Schippe beim *Roulette* halten. Beim *Trente et un* war es, wo man einst so fett wurde.

Einst! o der schönen Zeiten, die nun entfliegen sind, wie alles Schöne entfliegt! O ihr Sonnenstrahlen des Glücks, nun verbleicht und verschwunden im Regenwetter unserer Tage! Wie sehr wünscht man euch zurück, wie sehr beweint man euch in diesen abgekühlten Stunden einer *aurea mediocritas*.

Ja, in jener Zeit fand das Genie tausend Mittel, sich 20,000 Franken bei 6000 Franken Gehalt zu verschaffen und das Alles ohne seinen Platz zu verlassen, ohne eine andere Schippe zu ergreifen.

Von jenen tausend Mitteln nenne ich hier nur beispielsweise zwei oder drei.

Es gab einen Croupier, der den Boden seiner Tabaksdose mit einem Klebstoff bestrichen hatte. So oft er harmlos sein *Faites le jeu, Messieurs!* rief, stellte er gleich harmlos die Dose auf irgend einen vereinzelt Louisd'or. — Kaum war das Spiel gemacht, so nahm unser Mann mit gleicher Harmlosigkeit und seliger Ruhe eine Prise Tabak und steckte die Dose mit dem Louisd'or in seine Tasche.

Ein anderer alter Croupier, der weniger Haare als Leidenschaften hatte und mit einer Art von Verzweiflung jeden Morgen Einige fallen, Andere gross werden sah — hatte 5000 Franken Gehalt.

Wie armselig wenig Geld! Wahrlich nur der Obol eines Monats, wie er sich einen gewünscht hätte, einer Nacht, wie er solche oft sich träumte. Weil er nun endlich einsah, dass das Geld nicht zu ihm kam, so ging er zum Gelde.

Er umschnürte seine Hüften mit einem Gürtel über dem Hemde und versteckte die Hälfte seiner Ohren unter einem sehr steifen Vatermörder.

Auf solche Weise für das Mysterium geweiht, setzte er sich auf seinen Croupierplatz

Von Zeit zu Zeit empfand er alsdann das Bedürfniss, seine Vatermörder um den Hals wieder zurecht zu schieben, ein bei den unbequemen Vatermördern bekanntlich sehr natürliches und häufiges Bedürfniss.

Aber die Hand, welche das Hinterhaupt streichelte, hatte auch stets einen Louisd'or, den sie zwischen Haut und Hemd hinabgleiten liess, der dann auch am Leib so tief hinabgleitete, bis er am Gürtel Widerstand fand und in irgend einem Winkel sich verkroch. Hier erwartete er in voller Sicherheit die kleinen Cameraden, welche während des ganzen Tages auf dem von ihm eingeschlagenen Wege folgten.

War nun der alte Croupier Nachts in sein Kämmerlein zurückgekommen und zog er sein Hemd aus, so glich er in der That oft dem Papa Jupiter in dem Augenblicke als dieser die Danae verführte.

Dieses Geschäftchen ging so gut, dass unser Mann seinen Gürtel bald abnutzte und einen neuen kaufen musste.

Aber die Herren Bankverwalter sprachen kopfschüttelnd: Zum Teufel! Wozu hat sich Vater R. einen Gürtel gekauft? Die guten Herren grubelten von Frage zu Frage so lange nach, bis sie endlich zu der rechten Antwort kamen, wonach der Croupier der Spielbank und dem Glücke Lebewohl sagen musste.

Es giebt noch ein Croupiermittelchen, welches in grösserem Style angewendet worden. Der Erfinder davon war bisher nicht zu entdecken, was in unserem Jahrhundert um so seltsamer klingt, da man gewöhnlich sechs Erfinder für jede Erfindung kennt.

Ein Croupier hatte genau nach der Grösse und Dicke der Tausendfrankenrollen (50 Napoleon oder Louisd'or), Rollen von Blei gemacht, solche mit demselben blauen Papier umgeben und mit demselben Siegel roth gesiegelt — alles so täuschend, dass ein Unterschied nicht zu erkennen war.

Mit grosser Gewandheit vertauschte er seine Rollen mit denen der Bank, schob diese in die Tasche, sah unbefangen

über die Tafel hin und verbarg einen allenfallsigen Anfall von Besorgniß hinter einem fanatischen: *Rien ne va plus!*

Diese Verwechslung von Geldrollen verursachte einem armen Amerikaner grossen Verdruß.

Der gute Herr hatte eine Reise von 1200 Meilen Weges gemacht um hier seine 12,000 Franken zu verlieren und wollte in seine Heimath zurückkehren, als man ihn plötzlich unsanft am Kragen packte:

Halt!

Was wollen Sie?

Ich verhafte Sie.

Wer? Sie?

Ja, ich, die Polizei von Homburg.

Was habe ich denn gethan?

Sie haben die Bank bestohlen.

Ich — die Bank bestohlen? das ist doch zum Lachen, da vielmehr mich —

Erst im Gefängniß überzeugte sich der Unglückliche, dass hier von Lachen gar nicht die Rede war.

Die Instruction des Processus begann und nahm ihren Verlauf; — der Tag des Urtheils kam heran, alle Welt war in höchster Aufregung.

Durch eine Freisprechung des Fremden, welcher an jenem Tage der Entdeckung des Betrugs ganz allein mit Rollen gespielt hatte, wäre die Ehre der Bank arg compromittirt worden.

Dennoch folgte die Freisprechung. Denn in der That: Was sollte man Angesichts der Blicke und Ohren von tausend Zuschauern und der Thatsache gegenüber thun, dass ein Mann beschuldigt wurde, 1000 Franken gestohlen zu haben, weil er deren 12,000 verloren hatte und dessen Diebstahl nicht seine Taschen gefüllt, sondern gänzlich geleert hatte?

Die Sonne der Oeffentlichkeit, welche Homburg vergoldet, verbrannte es an diesem Tage; denn aus Allem geht so viel

klar hervor, dass der Dieb nicht zu den Leuten gehörte, welche untersucht wurden, sondern zu denen, welche selbst durchsuchten.

Die Bank selbst weiss diess auch sehr wohl und deshalb hat auch seit jener Stunde jede Goldrolle, nach der Weise der Bewohner einer Stadt in Indien, in ihrem blauen Hemde mehre Spalten, wodurch man sehen kann, ob der Inhalt weiss oder gelb ist; während vor dieser Geschichte in jeder Goldrolle nur ein einziges Löchelchen angebracht gewesen.

Die Moral dieser Fabel lautet also:

Wenn es nicht gut ist sein Geld, an welchem Orte es immer sei, zu verlieren, so ist es doppelt schlimm, diesen Verlust in einem Spielhause zu erleiden.

Genug von den Croupiers!

Aus welchem Lande stammen sie?

Die Mehrzahl aus Paris.

Aus welcher Gasse kommen sie?

Das zu wissen werde ich mich wohl hüten.

Wohin gehen sie?

Eines Tages wird man sie als Gläubiger von vielen Elenen sehen.

Sie werden sich verheirathen, und vom Stand eines Vaters und eines Gläubigers ist es ja nur ein Haar weit zu dem Stande eines geehrten Mannes.

Ja, ich sage es mit bitterstem Gefühl: vor Ablauf von zwanzig Jahren, wenn das Privilegium der Bank erloschen und die Regierung von Homburg Eigenthümerin des Casino sein wird, werden jene Leute in die Gesellschaft wieder classificirt und irgendwo als Beamte angestellt sein, diese in irgend einer Gasse von Paris geborenen Leute, die einem schmachvollen Grab in der Seine durch ihre Flucht über den Rhein entronnen sind.

XXIV.

Eine literarische Studie.

Nach den Soldaten betrachten wir nun auch den der Führer, der eine unserer alten Bekanntschaften ist — Bertrand. Er ist überall, hinter der Schulter des Spielers, hinter der Tasche des Croupiers.

„Aufgewachsen im Serail, kennt er dessen Schleichwege.“

Von seinem hohen Sessel herab beherrscht er alle Revolutionen des *Rouge et Noire* als absoluter Monarch; sorglos wegen der Ebbe und Fluth, welche die Andern hinwegschwemmt, ist er mehr König in diesem Saale, als der Landgraf in Homburg, — er kennt seinen Rang — er trägt dessen Insignien; — seine Weste hat goldene Knöpfe und goldene Ketten; — an seinen Fingern funkeln Diamanten; auch seine Manschetten und Jabots haben ihre Diamanten. Er trägt Schuhe mit Bändern und Halsbinden, deren gordische Knoten Gegenstände der Verzweiflung für die Herren Croupiers sind. — Seine Haare sind mit dem Alter ihm nicht ausgefallen, weil sein Gehirn in Holz gefasst ist.

In Schildkröte gefasste Brillen verbergen seine Augen; — niemals betrachtet er jemanden, — immer lauscht er ringsumher; seine Brille bildet einen Theil seiner Majestät — er legt sie niemals ab; — seine Gemahlin wunderte sich darüber in der ersten Nacht, hat sich aber seitdem daran gewöhnt,

So oft er seine hundert Schritte durch den Saal macht bleibt er vor den Spiegeln stehen, um sich vorübergehen zu sehen.

Seine Vatermörder sind unmöglich, gross, steif, ihm gleich; und wie die Etiquette dem König Ludwig XIV., so befehlt er ihnen alle Bewegungen und hält sie wieder auf.

Endlich — wäre er nicht Parteihaupt gewesen, so wäre er ein am Ufer lauernder Fischreiher geworden; er hat dessen langen Hals und dessen lange Geduld, über seine Beute sich zu krümmen.

Kurz, um mit den Vergleichen, welche niemals ein Ende nehmen würden, abzuschliessen: Er ist ein Bertrand, viel gewundener und viel verlängerter als sein Modell; ein Bertrand, der leicht hätte gehenkt werden können.

XXV.

Die Professoren.

Man kann sie um die Spieltische herum leicht erkennen, immer sehen sie etwas mager, ärmlich und dabei ein Wenig schlau und spitzbübisch aus. Ihr Frack zeigt den Ellbogen und ihre Weste ist fadenscheinig, auch bis unter das Kinn zugeknöpft, weil ein falscher Halskragen ihnen statt eines Hemdes dient.

Sind sie nicht kahlköpfig, so haben sie schlechgekämmtes Haar.

Vor ihnen steht eine unangreifbare Säule von Fünffrankstücken; sie ist für die Uhr, wie ein Schuhmacher sagen würde.

Sie folgen auf einem Cahier allen Wechselfällen des Zufalls und verkaufen die Resultate ihrer Arbeiten den Spielern nach einem System.

Diese Spieler nach einem System verbringen ganze Nächte mit dem Durchstudiren solcher, durch viele Zerstreungen und manche Prise Tabak der Professoren unterbrochenen Schifftbücher, die von der Phantasie ihrer Verfasser zu grosser Erbauung des Zufalls in Ordnung gebracht worden.

Unter diesen Ehrwürdigen erblickt man den Verfasser des Buchs über *Trente et quarante*, dieses mathematischen *Vademecums* so vieler Leute.

Es ist in der That eben so merkwürdig als traurig ansehen zu müssen, wie dieser Verurtheilte täglich 10 Stunden lang den grossen Stein des Spiels bergan wälzt, damit er ihm täglich 10 Stunden lang wieder auf die Rippen herabrolle.

Unter diesen Professoren läuft eine Art von traditioneller Geschichte umher, worüber ich für eine Viertelstunde meinen Entschluss, nur von Homburg zu reden, vergesse.

Es war zu *Frascati*, dem alten *Frascati*.

Da gab es einen jungen Mann — junge Leute giebt es ja allerwärts —, einen reichen jungen Mann — alle jungen Männer sind ja reich — seltsame Erscheinung, die Reichen sind doch niemals jung —; er verlor — sie verlieren immer, und über seinen Verlust wurde er bleich und fluchte.

Ein alter Professor des Orts berührte ihn am Ellbogen und lispelte: Verzeihen Sie die Unbescheidenheit eines Greises!

Gehen Sie zum Teufel!

Ach! mein junger Herr, da bin ich schon lange.

Nun denn — was beliebt?

Der junge Mann war aufmerksam geworden. (Der verlierende Spieler klammert sich an Alles an; er befindet sich ganz in der Lage des Schwimmers, der im Begriff ist zu ertrinken und an eine Frochkralle sich anklammert.)

Der Alte fuhr fort: Vor Allem schwören Sie mir, gegen Niemanden zu verrathen, was ich Ihnen jetzt offenbaren will.

Der junge Mann schwor mit einer dem Spieler eigenen Leichtigkeit im Schwören.

Sehen Sie hier den rothhaarigen Croupier?

Ja.

Er stirbt vor Hunger, Er, seine Frau und seine Kinder. Das ist mir sehr gleichgültig.

Aber — weil der Hungertod ihn bedroht, hat er die Karten geordnet und sich einen sichern Zug vorbehalten.

Ha!

Er verlangt dafür eine Vorauszahlung von 4000 Franken.

Der junge Mann besann sich: — Endlich holte er vier Bankbillete heraus und gab sie dem Professor.

Des andern Morgens früh kam der Spieler wieder, von Hoffnung keuchend.

Der alte Professor machte seine hundert Schritte vor der Thür.

Der rothhaarige Croupier nahm eine Prise Tabak: Das angegebene Zeichen auf Schwarz zu setzen. — Der junge Mann setzt 15,000 Franken auf Schwarz und — Schwarz gewinnt.

Der Professor und der Spieler durchjubelten die Nacht bei Champagnerflaschen und orientalischen Träumen.

Am kommenden Tage folgte der zweite Aufzug vom Drama.

Der Professor hielt sich viel näher an der Thür.

Der rothhaarige Croupier nimmt wieder seine Prise — der junge Mann setzt abermals 15,000 Franken auf Schwarz und — Roth gewinnt. Betroffen, wüthend, wahnsinnig stürzt der Spieler nach dem Professor. Dieser hatte sich der Thür so sehr genähert, dass er nun verschwunden war.

Am Abend verbreitete er das Gerücht, dass er ermordet worden und liess am folgenden Morgen seine Leiche an der Morgue anerkennen.

Meine lieben Leser, haben Sie die Geschichte verstanden? Nein.

So hören Sie:

Der alte Professor hatte bemerkt, dass der besagte Croupier bei jeder Taille nur eine einzige Prise nahm. Auf diese Bemerkung, die Ihnen wahrscheinlich entgangen wäre, baute er sein ganzes Truggebäude und vertraute dabei dem Zufall.

Der rothhaarige Croupier, der sich nach seiner Angabe in so trauriger, ja verzweifelter Lage befinden sollte, wusste gar nichts von diesem Complotte und hatte weder eine Frau noch Hunger.

Also: misstraut den Professoren! Zufällig ertheilen sie bisweilen einen guten Rath und man erzählt davon ein Beispiel, wobei sich der Fürst **** bei seiner berühmten Epopee sehr gut befunden haben soll, auch seinem Professor einige Tausend Franken als Honorar bezahlte.

Wahrscheinlich hat der Professor nach diesem Glückstreiche seine Toga in die erste beste Dornhecke geworfen.

XXVI.

Die Affiliirten.

Von Paris nach Homburg reis't man über Belgien; diess ist zwar der weiteste Weg, jedoch, einige Ausnahmen abgerechnet, der Weg, welchen die französischen Affiliirten der Bank eingeschlagen haben.

Warum haben diese Herren Frankreich verlassen?

Man weiss es nicht: man weiss nur so viel, dass sie sehr beeilt waren aus Paris fortzukommen und sehr zufrieden, als sie wohlbehalten in Brüssel angekommen.

Mehrere von ihnen vergassen ihre Pässe, aber keiner liess seine Börse zurück — ich kenne sogar welche, deren Zerstreuung bei der Abreise so gross gewesen, dass sie die Börsen Anderer mitgenommen haben.

Sobald sie jenseits des Rheins angelangt waren, fühlten die Leutchen einen unwiderstehlichen Drang nach Homburg.

Bei der Ankunft in Homburg wechselten sie ihre Kleider und ihre Namen. Eine seltsame Erscheinung, welche ich immer an ihnen bemerkt habe ist die, dass sie, wenn sie zu Paris einen Schnurrbart gehabt, zu Homburg einen Backenbart trugen, und umgekehrt; an beiden hatten sie bisweilen nur eine andere Farbe.

Ich kannte sogar einen braunen, magern Herrn dieser Sorte, der im *Café Anglais* eine Perrücke trug, und im Kursaale zu Homburg mit dem schwärzesten und dichtesten natürlichen Haare auf und ab geht.

Welche Vorsicht! Selbst eine Ameise könnte daran nichts auszusetzen haben.

Diese Herren haben gespielt und haben beim Spiel verloren gleich honnetten Leuten. Hierauf kratzten sie sich hinter den Ohren und sagten sich im Vertrauen:

„Dummköpferi ist es, in so kurzer Zeit zu verlieren, was zu erwerben so viel Mühe gekostet hatte!“

Da dieses Raisonnement vollkommen richtig ist, so blieben sie dabei stehen, machten sich auf den Weg zu einem Besuch bei den Directoren der Bank und liessen sich daselbst affiliiren.

Einige mehr zu beklagende Unglückliche sehen sich durch eine Wirthsrechnung an Homburg gefesselt und hiernach nothgedrungen, auf eine solche Affiliation ebenfalls einzugehen.

Da nun die Zahl derer, welche ihrem Wirthe schuldig bleiben, täglich grösser wird und da die Landgrafschaft so klein ist, dass der Coloss von Rhodus, wenn er die Arme ausgestreckt, mit den Fingerspitzen über deren Grenzen hinausgereicht haben würde, so kann man darauf gefasst sein, einst in Homburg eine Bevölkerung der seltsamsten und erschrecklichsten Originalität zu finden.

XXVII.

Die Lockvögel.

Der Lockvogel an der Spielbank ist gross; er kann zwar auch klein sein, aber Polyglott muss er immer sein.

Er trägt alle Arten von Kostümen mit gleicher Leichtigkeit; es handelt sich dabei lediglich um die Wahl dessen, welches ihm am Besten steht.

Ein echter Lockvogel hat auch alle möglichen Physiognomien und hat sich bei der Bank für Darstellung aller möglichen Rollen engagirt.

Er ist ein politischer Flüchtling, — ein zu Grund gerichteter Marquis, — ein zurückgekommener Geizhals, — ein im Duell getödteter Liebhaber, — ein betrogener Ehemann, — ein Herzog von P****, der im Kerker gestorben.

Jedes Hotel besitzt einen oder zwei solcher Lockvögel. — Man erkennt sie an gewissen Manieren:

Gefällt ein Mann aller Welt? Hat er Verstand? sagt man bei seinem Anblick unwillkürlich: Der ist gewiss ein Mann aus der vornehmen Welt.

Das ist ein Lockvogel!

Seine amtlichen Pflichten bestehen darin, dass er von olympischen Gewinnsten durch erdichtete Spieler manche schöne Geschichte erzählt; dass er den Leuten das Geheimniss unfehlbarer Spielsysteme in die Ohren flüstert; dass er denen die verloren haben sagt:

„Ihr Missgeschick war heute zu gross, als dass Sie nicht morgen Glück haben sollten, lassen Sie dieses Glück nicht unbenutzt vorübergehen, füttern Sie es gross mit Geldsäcken!“

Denen die gewonnen haben sagt er:

„Sie sind einmal im Zuge, lassen Sie diese prächtige Gelegenheit nicht unbenutzt entweichen, bei solchem Glück muss man sein *Vatout* spielen.“

Aber die Rolle dieser Lockvögel erstreckt sich weit über die Landgrafschaft hinaus.

Manche dieser Leute besuchen alle Spielhöhlen von Paris.— Diese sind der Spielbank am Nützlichsten; denn der Salon, in welchen man sich in's Geheim einschleicht, ist das obligate Vorzimmer zum Palaste von Homburg, den man bei hellstem Sonnenscheine offen betritt. Jemand sprach sogar die gewagten Worte:

„Die Spielhöhlen von Paris führen nach und nach durch vorbereitende Abwaschungen zu der Laugenwäsche in Homburg.“

Auch die Provinz hat ihre Lockvögel.

Sie entführen manche der braven Leute, welche bis dahin ihren Wohnort zu verlassen aus Furcht vor Unglücksfällen auf der Eisenbahn nicht gewagt hatten, und welche nun plötzlich, wie von einem Schwindel ergriffen, nach Homburg eilen, ohne sich in Paris aufzuhalten.

Man hat auch Lockvögel für die vornehme Welt, für die Zirkel von Paris, für die Salons, für die Boudoirs, für die Kulissen.

Kurz: jede Classe der menschlichen Gesellschaft besitzt wenigstens einen dieser Herren, der eine lebendige Reklame darstellt.

In alle Köpfe und alle Herzen pflanzt er den Namen Homburg; er erweckt Wünsche, Begierden und Gelüste, reizt zur Verachtung aller Arbeit, zum Eckel vor jeder bescheidenen und ehrenhaften Stellung; er fasst einen Mann bei seiner Arbeit, bei seinem Ehrgeiz, bei seinen Träumen; er führt zu jenem Müsiggange, zu jenem Rausch, zu jener Sinnlosigkeit, zu jenen Freuden einer Stunde, zu jenen Schmerzen ohne Ende.

Das Spiel, dieser Vampyr der Tage wie der Nächte, saugt ihm allen seinen Muth, allen Aufschwung und jede Erhebung, allen Glauben und alle Willenskraft aus.

Hat alsdann der Unglückliche seine Stirn mit kaltem Schweiss bedeckt, das Herz leer wie einen ausgeschütteten Becher, die Seele voll Wahnsinn, Flüche auf den Lippen und Gift im Blute, so übergiebt ihn der gesättigte Vampyr voll Eckel seinem Genossen bei den Orgien von Homburg, einem entfleischten und unersättlichen Sphynx — Selbstmord genannt, der sich mit den Elbogen auf die grünen Tische rökelt, jedem Spieler das unentwirrbare Räthsel des Zufalles grinsend und hohnlachend auflöst, selten einen Oedypus findet und niemals nüchtern ist.

XXVIII.

Das Spiel.

Da ich mir bei den Lockvögeln gelegentlich einige Bemerkungen über das Spiel erlaubt habe, so kam ich auf den Gedanken, solche in diesem Capitel fortzusetzen. Ohnehin wäre es lächerlich, wenn mein Buch, welches über das Spiel dahinrollt, darüber gar nicht spräche.

Was die Spieler betrifft, so lasse ich sie hier noch gänzlich aus dem Spiele. Es dünkte mir unschicklich, sie mit den Marionetten, die ich hier spielen lasse, zu vermengen, um so mehr, da der Unflath von dem ich hier zu sprechen genöthigt bin, das Blut verunreinigen würde, von dem alsdann auch die Rede sein müsste.

Was ist also das Spiel?

Es giebt sieben Hauptstünden, sagt man uns; ich bin damit einverstanden; aber richtiger wäre es gewiss, wenn man deren acht annähme, und diese achte vergessene Todstunde wäre unfehlbar das Spiel.

Aber jede der sieben Todstünden hat eine gute Eigenschaft als Gegensatz: eine Tugend gegenüber einem Laster, und in vielen Fällen wird es sogar schwierig, beide voneinander zu unterscheiden.

Wann ist es ein edler Stolz und wann ein gemeiner Hochmuth?

Wann ist es Ehrgeiz und wann Neid?

Für Liebe hält man gar oft noch, was bereits Unzucht ist.

Derselbe Fall tritt bei dem Spiel ein: es bildet den Gegensatz zu einer erhabenen Eigenschaft. Seine entnervende Wuth liegt nicht fern von einem jugendlichen und fruchtbaren Hingerissensein.

Dieses bedarf einiger Erklärungen und ich will solche hier verschwenden.

Hat der Mensch die laue Zeit des Knabenalters durchlaufen und ist er angelangt bei dem fieberhaften Morgen der Jünglingschaft, so haben seine Augen eine unbezähmbare Lust zu sehen, sein Mund zu reden, seine Füße zu gehen, seine Intelligenz zu suchen und zu forschen; sein Herz will geniessen, nöthigenfalls wenigstens leiden.

Bald tastet seine Intelligenz in der Nacht, sein Herz unter Täuschungen umher; seine Schritte werden schwerfällig,

seine Arme umfassen die Leere, seine Stimme wird heisser und seine Worte undeutlicher und schlimmer, so wie sich die Zähne nach und nach verlieren.

Alle in seinen Träumen erblickten Gottheiten, alle lächelnden Lippen und blumengefüllten Hände verschwinden nach und nach mit dem fortschreitenden Leben, wie ein reizendes Fantom beim Anbruch des Tages verschwindet.

Die Visionen, welche eigensinniger, noch länger verweilen, fallen in irgend einer schönen Stunde durch die Wirklichkeit vernichtet zu Boden.

Aber es giebt eine mächtige, erhabene, oberste, immer wirklich bleibende, ergreifbare, einzige Gottheit: den Einen, den Auserkorenen des Lebens ist es die Vorsehung.

Diese werden ehrenwerthe, einfache Menschen, jene grossen Intelligenzen, jene grossen Herzen, oder auch jene Enthusiasten, welche sich auf das Pflaster der Klöster und mit dem Kopfe voran in ihr Grab stürzen.

Aber den Andern, den verlorenen Söhnen, den Kindern des Unheils, erscheint jene Gottheit als Zufall.

Der Zufall ist ein ironischer, unerflehbarer, unversöhnlicher Gott, der nur fanatische Anbeter hat.

Dieser Gott verlangt weder Gebete noch Anbetungen, er will nur Kampf haben, ein Ringen, wie das des Engels, der mit Jakob rang.

Man erkennt etwas Grandioses in diesem bizarren Cultus, wobei alle Fähigkeiten des Menschen in Bewegung kommen; wobei man nicht niederkniet, sondern aufrecht stehen bleibt und die Faust auf die Hüfte stützt; wobei man nicht spricht; „Dein Wille geschehe!“ sondern wobei man selbst an den Gott losgeht, um ihn an den Haaren zu packen, wie der Todesengel die wahren Gläubigen davonführt.

Und deshalb ist kein anderes Laster schrecklicher als das Spiel, weil keines für den Menschen der Zweifel und des Herzens lockender und unwiderstehlicher erscheint.

Leser, haben Sie meine Metaphysik verstanden? Wo nicht, so erinnern Sie sich an die Definition, welche Voltaire oder Bourdaloue giebt:

„Wenn der, welcher hört, nicht begreift, und der, welcher spricht, sich selbst nicht mehr versteht — das ist Metaphysik!“

1XXX.

Die weiblichen Lockvögel.

Kehren wir zu unsern Lockvögeln zurück. Es giebt deren von beiden Geschlechtern. Kommen wir also zu den weiblichen.

Naturgemäss sind sie alt oder jung.

Sind sie alt, so duften sie nach Verbenen, um Einen davon zu jagen; von Allen verlangen sie Aufmerksamkeit und Rücksichten, in Allem den ersten Platz; immer stellen sie den süssen und anmuthigen Titel von Evatöchtern voran.

Ach! rede Du unsere gemeinschaftliche Urmutter; sind diese Weiber wirklich Deine Töchter?

Sie sind die ehemaligen Maitressen von diesem oder jenem, vom Generalstabe der Spielbank.

Die alten, dicken, hässlichen, schmutzigen Männer, welche in den Alleen des Gartens umherwandeln, sind die Gemahle dieser Frauen. Sie duften gleich ihnen und tragen auch ebe so goldene Ketten über der Weste.

Wehe Euch, wenn diese weiblichen Lockvögel, diese alten und fetten Fliegen Euch umschwirren; sie umfassen die Taube mit ihrem Katzengestreichel.

Um sich ihrer zu entledigen, leihe man ihnen einen Gulden; so viele Gulden man auf solche Weise verliehen hat, eben so viele drückende Alpe ist man losgeworden; aber sie stellen sich zahlreicher wieder ein, als die Fledermäuse von Dante Alighieri.

Auch sie sind einst jung gewesen; aber eines Tages ertönte der Zapfenstreich von ihrer zersprungenen Daseinsglocke. Das Laster, wodurch sie ihr Leben gefristet, sah sie eines Morgens ohne *Cold-cream* und ohne Schnürleib und fand sie ohne Taille und voll Runzeln. Es sprach zu ihnen:

„Fort! sucht Euer Brod anderwärts. Hier brauche ich andere Leute; ich habe schon meine Armen: junge hübsche Mädchen, mit langen schwarzen Haaren und 32 schneeweissen Zähnen. Fort mit Euch!“

Als das Laster zu Homburg diese Armen so verlassen auf dem Strassenpflaster sah, lud es sie ein — einzutreten in einen Palast, und sprach zu ihnen:

„Esset und trinket, Ihr seid alt, garstig, gemein; das ist wahr, leider sehr wahr; aber was kümmert das mich? Esset und trinket! — Morgens und Abends, bei Tag und bei Nacht, werdet Ihr Euch an der Thür meines Hauses aufhalten. — Geht ein junger oder alter, reicher oder armer, honneter oder galeerenfähiger Mann auf der Strasse vorüber, so zupft ihn am Rocke und spricht mit möglichst wenig heiserer Stimme:

„Mein Herr, treten Sie bei uns ein. Wir haben grosse vergoldete Säle und bronzene Kandelaber. Wir haben eine Dame, eine Cöttin, welche sich Fortuna nennt und ihre Gunstbezeugungen Jedem ertheilt, der sie zu fordern den Muth hat. Kommen Sie herein zu uns, mein Herr!““

XXX.

Die jungen weiblichen Lockvögel.

Wenn die ersten Strahlen der Sonne auf die Fenster von *Tortoni* oder vom *Café Anglais* fallen, reisen einige Damen mit Camellien in die Bäder ab.

Warum reisen sie? Die Darum sind sehr verschieden.

Die Einen . . . reisen immer nach Homburg, mit oder ohne Ursache. Einige haben einen Mann zu ihrem Begleiter, andere fahren allein.

Aber zuweilen ereignet sich auch Folgendes: Die Ersten verlieren ihren Kassier am Schlusse einer Unglücksperiode, z. B. einer Reihe von 15 Mal Schwarz, wenn der besagte Cassier auf Roth gesetzt hat.

Andere — diese sind jedoch sehr selten — haben selbst gespielt. Ihre kleinen weissen Fingerchen haben sich auf dem grünen Tische umsonst geröthet: Der alte Zufall hat, gleich einem Satyr von Marmor, den unempfindlichen gespielt.

So befinden sich denn die Einen wie die Andern an einem Regentage gegenüber einer unverschämten und schwer zu befriedigenden Wirthsrechnung. — Wohl sind die Spieler da, aber die Spieler sind immer geschlechtslos, oder sind es bereits geworden. — Wohl giebt es auch falsche Spieler; aber falsche Spieler sind stets Catone.

Guter Gott! Was ist da zu machen?

Man sucht einen der Directoren der Spielbank auf und entdeckt ihm seine Lage.

Das trifft sich allerliebste, Madame, hier haben Sie 500 Franken.

Schönsten Dank, mein Herr.

Madame, es versteht sich von selbst, dass Sie von dem Gelde, welches jeder Fremde, den Sie nach Homburg bringen, in der Tasche hat, zehn Procent erhalten.

Wieviel beträgt diess von tausend Franken?

Madame, das beträgt netto hundert Franken.

Auf Wiedersehen, mein Herr!

Und sie reisen nach Paris ab.

Kaum dort angelangt, wissen sie schon, von wem sie sich werden lieben lassen und sogar, beim Mercur! wen sie selbst lieben werden.

XXXI.

Die Polizei.

Voll Bedauern mit allen unsern Lesern, denen ein Scandalchen oder sogar ein gesunder Scandal bei ihrer Lecture lieber ist, als die blühendste Erzählung anderer Dinge, überspringen wir dieses Capitel.

Weshalb, mein Herr freier Bearbeiter?

Weil der Herr Verfasser des Originals hierin ohne Zweifel in einige bedenkliche Irrthümer, absichtlich oder unwillkürlich verfallen ist.

In Irrthümer? Du lieber Himmel, wer wird heutzutage noch vor Irrthümern zurückschrecken! —

Allerdings. Indessen sind Irrthümer und Irrthümer zweierlei. Der Herr Verfasser geht von falschen Prämissen

aus und wird daher auch zu falschen Folgerungen hingerissen.

Was gehen uns hier Prämissen und Folgerungen an? Die Erzählung des Scändälchens oder Scandals wollen wir lesen, wir haben sogar ein Recht sie zu fordern, also her damit.

Wohlan: der Herr Verfasser geht von der falschen Prämisse aus, dass die mit Beaufsichtigung einer Spielbank beauftragten Commissäre von der Direction der Spielbank selbst besoldete Leute seien, also wohl für die Bank gegen Störungen und Unbilden von Seiten der Spieler, aber nicht gegen irgend einen Unfug der Bank für das Publicum einschreiten können.

Allein in Deutschland weiss Jedermänniglich, dass dem nicht also ist. Denn die mit Beaufsichtigung der Spielbanken beauftragten Commissäre sind allerwärts vom Staat oder von der Commun besoldete Polizeibeamte, also von den Bankdirectionen ganz unabhängig und befähigt wie berufen, vorkommenden Falles so gegen wie für die Bank einzuschreiten, obschon diese vielleicht hier oder dort die Extradiaten für solchen Extradienst an den Staat oder an die Commun, nicht unmittelbar an die Commissäre selbst, zu vergüten hat.

Auch weiss Jedermänniglich in Deutschland, dass die Polizeicommissäre Uniform und Degen tragen und dass diese beiden Dinge nicht den geringsten Makel dulden.

Mithin ist auch wohl Jedermänniglich mit uns überzeugt, dass der Pariser Herr Verfasser fabelt oder Unwahrheiten nachplaudert, wenn er in diesem Capitel erzählt: ein solcher Bankcommissär habe sich an öffentlicher Table-d'hôte eine Weinflasche ungeahndet an den Kopf werfen lassen, und sich unter den Tisch verkrochen, um nicht den Scandal weiter ausgedehnt zu sehen. Er habe ferner die Möglichkeit einer Beaufsichtigung der Manipulationen der Bank geleugnet, indem er von der Bankdirection selbst besoldet werde.

Hiernach werden die geehrten Leser mich wohl entschuldigen, wenn ich dieses Capitel überspringe — weil es offenbare Irrthümer und Unwahrheiten zur Schau bringt.

XXXII.

Das Verwaltungs-Cabinet.

Links vom Eingang zum Kursaal befindet sich eine kleine grüne Thür; man darf sie nur öffnen um im Verwaltungs-Cabinet zu sein.

In diesem Cabinette sind mehr Dramen abgespielt worden, als in dem Theater von Porte St. Martin; ich kenne einige davon und ich werde mich wohl hüten, solche Geschichten zu verschweigen, sobald die rechte Stunde dazu gekommen sein wird.

Mit grossem Schmerz bedaure ich, eine unserer ältesten Bekanntschaften, Herrn Robert, nicht mehr in diesem Cabinette zu finden. Zwischen den ersten und letzten Capiteln dieses Büchleins hat er das Casino von Homburg verlassen, um sich an die Spitze einer Nebenbuhleranstalt zu stellen.

Ha, der Verräther! — Ha, der Mann von Geist!

Was Herrn Bertrand betrifft, so sahen wir schon, dass er noch immer an demselben Tische fortspeist.

Ha, der Getreue! — Ha, der Dummkopf!

Robert und Bertrand — beide haben wohlgethan.

Robert, ich muss es nur sagen, war schon längst auf den Gedanken gekommen, ein eigenes Haus zu leiten, und zwar seit jenem Tage, wo einer seiner Freunde den Auftrag erhalten, an seiner Stelle ein Spielhaus zu führen, hinsicht-

lich der Buchführung einen Beweis größter Unwissenheit geliefert und eines schönen Morgens, mit Hinterlassung eines Andenkens von 100,000 Franken, seinen Spaziergang bis nach Amerika ausgedehnt hatte.

Bei eigener Uebernahme seiner Geschäfte ist Robert wenigstens sicher, dass er sich nicht selbst bestehlen werde.

In diesem Verwaltungs-Cabinette steht die Tagescasse, die Casse der Vorhut. Was die Reservecasse betrifft, so weiss Niemand, wo sie sich eigentlich befindet.

Bei der Revolution von 1848 fürchteten sich die Directoren sehr vor einer Plünderung und trauten besonders einem gewissen Herrn gar nicht mehr, welcher immer in der Umgegend der Casse eine höchst unbescheidene Neugierde gezeigt hatte.

Was thaten desshalb die Herren Directoren?

Sie versteckten die Casse so gut, dass dieser besagte Herr, ohngeachtet aller Nachforschungen, die er selbst anstellte oder anstellen liess, davon kein Vorlegeschloss mehr entdecken konnte.

Aber wohin hatten sie ihre Casse versteckt?

In den Keller dieses Herrn selbst!

Der Unglückliche Homburger befand sich während der Revolution von 1848 in der Lage eines Gerichtsschreibers, der eine Feder, die er hinter seinem Ohre stecken hat, in allen Winkeln und Schubladen sucht.

Diese Casse spielte der Bank einen schlechten Streich, wann und wie soll man nun hören.

XXXIII.

Der Winter.

Es war im Winter von 18 . . .

Haben Sie einen Winter in Deutschland gesehen?

Nur in dieser Jahreszeit erscheint dieses Land in seiner ganzen stolzen Originalität und der Weg von Frankfurt nach Homburg ist, mehr als jeder andere, in einer Schneenacht erschrecklich.

Hier ist nicht etwa von einem französischen Schnee die Rede, hier ist der Schnee viel weisser und fällt er nur ein wenig, kaum eine Stunde lang, so bildet er schon eine Decke von 5—6 Zoll Dicke, worein die graue Krähe auf eine mystische Weise mit ihren Ständern halb versinkt.

Dieser Schlitten ohne Eingangsthür, in den man wie in die höllische Badewanne des Märchens klettert; diese mageren Pferde, die um so grösser erscheinen, je tiefer man selbst zu sitzen kommt; dieser stumme und taube Kutscher (ich setze voraus, dass Sie nicht Deutsch verstehen), der sich bis über den Kopf in seinen grauen wollenen Mantel verkriecht; dieses Glöckchen, das an der Deichsel beständig fortklingelt; diese Ebene, deren weisser und unbestimmter Horizont im bleichen Mondscheine flimmert — diess Alles ist neu, ist deutsch.

Und gewiss — wenn euch die Rosse auf dem beisten Wege dahinschleifen; wenn die gewundenen Skelette der Bäume links und rechts an der Strasse dahinrennend, ihre sich bäumenden Schatten hinter sich herzerren; wenn man in diesem Halblichte dahingleitet, ohne einen Hufschlag oder ein Rädergetöse zu hören und in den frierenden Ohren nichts anderes

mehr vernimmt als das einförmige Getöne des Deichselglöckchens—so darf man sich in der That nicht verwundern, dass man auf diesem Schneeteppich die Willis mit einem jungen Mann in ihren Armeu tanzen zu sehen wähnt.

Ich für meinen Theil bekenne wenigstens, dass ich, als ich über einige Albernheiten des Schicksals etwas verstimmt diese Fahrt machte, die wenigen noch übrigen Tage meines Lebens gern dafür hingegen hätte, um in einen jener Balladentänze mit fortgerissen zu werden und meinen Leichnam den Küssen dieser Todten zu überlassen.

Aber keine Musik erklang durch die Lüfte —, kein Kind von H. Heine, bleich wie eine Tochter von Ingres, streckte mir ihre runden aderlosen Arme entgegen.

Ach! Diess geschah nicht, weil keine Wolke vor dem Monde vorüberzog und weil die Willis bei der Helle der verrätherischen Mondesstrahlen meine weissgrauen Locken nicht für jenen leichten Flaum angesehen haben, welchen die Winternächte von den Bäumen herabfallen lassen. — Es geschah nicht, weil ich alt bin, und weil kein junges Mädchen, weder ein lebendes noch ein todttes, von mir noch Küsse haben will.

Ei, ei, Herr Graukopf! lispeln gewiss meine Leser ganz leise. Aber ich lache darüber; laut höre ich rufen

Aber, meine Leser, Sie sagen nichts?
Ja, wir sagen, dass Sie uns langweilen und copiren!

Es war also im Winter.

XXXIV.

Ein Homburgisches Epos.

Ein Fürst von erlauchtem Namen war nach Wiesbaden gekommen, um den Vorsitz bei einem wissenschaftlichen Congress zu führen. Die Neugierde führte ihn auch nach Homburg und er wollte diese Stadt nicht verlassen, ohne nicht zuvor sein Glück versucht zu haben.

Er verschaffte sich 20,000 Franken.

Hier mache ich die Vorbemerkung, dass ich auf die kleinsten Details eingehen werde, weil das fragliche Epos die unmöglichsten Phantasieen eines Spielers verwirklicht und in seinen Spielereignissen Alles übertrifft, was jemals ein Hatschi-Esser oder der Besen einer Hexe träumen konnte.

Der Fürst ging also mit seinen 20,000 Franken zum *Trente-et-un*.

Die Banknoten kehrten zu ihrem Herrn und in ihre Lieblingstasche zurück.

Der Fürst verliess diesen Spieltisch und verliess den Kur-saal, da fuhr er zufällig mit der Hand in seine Tasche und fühlte noch drei Geldstücke irgend einer Art.

Sind es Goldstücke? Sind es Silberstücke?

Siehe da — es sind Loid'ors.

Fort damit an das Roulette!

Er setzte seine drei Loid'ors *à cheval* auf drei verschiedene Chancen: — eine Stunde nachher hatte er 30,000 Franken gewonnen. — Aber gehen wir nun Frühstücken!

Bevor sie sich an den Tisch setzten sagte der Adjutant lachend zu dem Fürsten:

Ich bin gewiss, dass Sie vor Abend wieder Alles verlieren werden,

Nein! Ich bin gewiss, meinen Gewinn zu vervierfachen. Neue Zweifel bei dem Adjutanten.

Wohlan! entgegnete der Fürst, wollen Sie Tausend Franken wetten, dass ich Achttausend Franken gewinne, bevor Sie eine Cotelette gespeist haben werden?

Ich nehme die Wette an.

Und der Fürst eilte an das *Trente-et-un*.

Der alte schielende Croupier hatte eben den Dienst.

An ihn sich wendend sagte der Fürst: Nun Papa, wird Roth oder Schwarz herauskommen?

Stotternd erwiderte der unglückliche Mann, der an solche Fragen nicht gewöhnt war: Aber — mein Fürst —

Nun, heraus mit der Sprache!

Mit einer der Palisse würdigen Unschuld antwortete der Papa: Ei, Roth oder —

Ha! Sie haben Roth gesagt! Wohlan, es sei! das Maximum auf Roth, machen Sie Ihr Spiel.

Der Croupier öffnete den Mund, um zehn Rollen Louis-d'ore zu verschlingen; er gerieth darüber in Verwirrung bei seinem Spiele, doch die Herren Collegen verhalfen ihm wieder zu dem verlorenen Faden.

Schwarz markirte Vierzig und Roth Ein und Dreisig.

Der Fürst raffte die Banknoten zusammen und eilte damit zu seinem Adjutanten, der seine Cotelette noch nicht überwältigt hatte, woran er übrigens mit artigster Unbefangenheit herumngate.

Abends erschien der Fürst wieder am Spieltische. Er gewann 60,000 Franken.

Am folgenden Tage steigerte sich sein Glück bis zum Fabelhaften.

Bertrand mochte noch so oft mit den Croupiers wechseln, immer blies der Wind aus derselben Richtung und verwehte die Bankbillette aus ihrem vergitterten Käfig.

Die Croupiers riefen schon nicht mehr ihr *rien ne va plus*, sie seufzten es nur.

Schwer athmend, erschöpft, ging endlich Bertrand zu Bett. — Acht Tage lang blieb er liegen, eine Beute fortwährenden Irrsinnnes, wobei Roth und Schwarz immer die tollsten Sprünge in seinem Gehirn machten.

Das *Trente-et-un* erklärte sich für gesprengt.

Der Fürst ging an das Roulette hinüber — sein ungewöhnlicher Treffer folgte ihm auch dahin. — setzte er das Maximum auf eine Zahl, so kam auch diese Zahl so gewiss heraus, dass das Mittelalter ihn ohne Zweifel als Zauberer verbrannt hätte.

Die Croupiers sahen und hörten nicht mehr; aber viele den Fürsten Umstehenden sahen um so besser, nachdem sie ihm mit derselben Scharfsicht vom *Trente-et-un* hierher gefolgt waren: kaum war die Kugel auf eine Zahl gefallen, so wussten sie noch ihren Satz darauf gewandt anzubringen.

Das Völkchen der Croupiers war vollständig mit dem Fürsten beschäftigt, der immer das Maximum überschreiten wollte und bezahlte daher ohne weitere Achtsamkeit die kleinen Spieler, die bei diesem Geschäftchen nach und nach zusammen ein 15,000 Franken fischten.

Während dieser Tage, an welchen die Bank sich mehre Male für gesprengt erklärt hat, spielte man das *Trente-et-quarante* in dem grossen Ballsaale.

Eine ungeheure Menschenmenge erfüllte den weiten Raum, sogar die für das Orchester vorbehaltene Gallerie. Voll Enthusiasmus brach sie bei jedem Gewinn des Fürsten in Freudenrufe und Geklatsche aus; alte Spieler schluchzten vor Entzücken und wäre Platz dazu gewesen, so hätte man seine Wonne in Umarmungen ausgelassen.

Niemals folgte das Publicum dem Verlauf eines Drama im Ambigu mit so grosser Aufmerksamkeit, und niemals lohnte

es mit solchem Applaus. — hier knirschte man mit den Zähnen auf der Bühne, aber im Saale lachte Alles.

Nur ein einziger Mann lachte nicht; er lachte nicht aus zwei Ursachen: einmal wegen des Landes wo er geboren worden — England —, und dann wegen seines eigenen Spieles.

Seit dem ersten Tage hatte der wackere Mann die scheinbar sehr logische Bemerkung gemacht: „Der Fürst kann nicht immer gewinnen!“

Aus diesem Grunde spielte er immer gegen den Fürsten und warf sein Gold in den Korb der Bank, um das dort eingeschlafene Glück wieder aufzuwecken.

Eines Tages kam der „andere Tag“ nicht.

Man höre wie diess zugegangen:

Die Casse der Nachhut war erschöpft, die grosse Reservecasse hatte ihre bis dahin jungfräulichen Schlösser aufgeschlossen und gezeigt — ein schauerhaftes Schauspiel.

Infandum, o Leser, jubes renovare dolorem.

Die grosse Casse war leer und zwar viel leerer als man geglaubt hatte!

Und auf die telegraphischen Depeschen des Generaldirectors zu Paris, die stets zuriefen: „Haltet euch standhaft!“ hätten die Homburger Bankverwalter antworten können: „Die Casse gleicht dem schönsten Mädchen der Welt, auch sie kann nur geben was sie hat!“

Hört nun auch, wann und wie der Cassier der Spielbank einen bösen Streich gespielt hat:

Eines Morgens wurde das Maximum auf die Hälfte herabgesetzt.

Beim Anblick dieses Anschlages am Eingange zum Kursale befahl der Fürst einzupacken und die Postpferde bereit zu halten. Hierauf eilte er in das Gefängniß — alle Welt lag in den Fenstern und zeigte gute Lust ihn zu ermorden.

Vier Franzosen, arme Opfer des Spiels, waren eingekerkert, weil sie, nach dem Verlust von Tausenden, ihre Wirthsrechnung nicht mehr bezahlen konnten.

Der Fürst bezahlte ihre Schulden, und weil Armuth in jedem Lande sich findet, schenkte er den Armen von Homburg 20000 Franken.

Eine Stunde später war er in Frankfurt mit 500000 Fr. Gewiss hatte das Spielhaus von Homburg einen grossen Riss in seinem Fronton erhalten. Aber sechs Monate danach hatten Franzosen, Amerikaner, Spanier, Italiener, Preussen, grosse und kleine Spieler, der Spielbank schon wieder so viele grosse und kleine Tribute bezahlt, dass sie jenen Riss mit Gold maskiren lassen konnte.

XXXV.

Spielscenen.

Kehren wir in das Verwaltungskabinet zurück.

Die Bankdirectoren, von welchen ich noch nicht gesprochen habe, weil alle Lebensbeschreibungen mich zu langweilen beginnen, will ich in Ruhe lassen. — In Betreff des Oberdirectors beschränke ich mich auf eine Verweisung der geehrten Leser auf ein gewisses früheres Capitel. Dieses Capitel machte ihn vierzehn Tage lang so grässlich schreien, dass ich zu dem Glauben, er habe es zu würdigen gewusst, berechtigt bin, was allerdings meiner Eigenliebe als Schriftsteller nicht wenig schmeichelt.

Jetzt leiht mir euer rechtes Ohr, ich will es möglichst nahe an die Thür des Verwaltungskabinettes halten und eine

Conversation der Directoren in ihrem vollen Realismus niederschreiben.

Nun, mein Guter, was giebt es heute Neues?

Mancherlei, mein Lieber.

Wohlan, hübsch in Ordnung erzählt: was giebt es in Betreff der Croupiers?

Papa M. . . hat seine Schulden bezahlt.

Alle Teufel! Ueberwacht ihn — der Mensch hat uns bestohlen!

Papa L. . . ist überall schuldig.

Ueberwacht ihn gut, dieser Mensch will uns bestehlen.

Diess ist Alles in Betreff der Croupiers.

So gehen wir nun zu den Spielern über.

Vorgestern ist ein Pariser angekommen, der sehr hoch spielt.

Hat er Geld?

Nicht übel! Er gewinnt und hat wohl bereits seine 10,000 Franken in der Tasche.

Setzt den K. . . diesem Wild auf die Fährte, damit es uns nicht entwische.

Dieser Herr will aber mit Niemanden Umgang haben.

So hetzt Marie an ihn.

Sie hat die Jagd schon begonnen.

Beisst er an?

Das kommt schon.

Also — zu einem Andern!

Ein Belgier ist mit 4000 Franken angekommen.

Wer hat Ihnen die Summe genannt?

Der Herr seines Hotels.

Wo spielt er?

Nur beim *Trente-et-un*.

Zum Teufel! Gewinnt er? . . .

Ja.

Passt wohl auf, dass er nicht abreise.

Bah! Er ist für lange Zeit hier, er hat die Casse eines Bankierhauses von Paris und das Portefeuille eines Notars in Belgien mitgenommen, er ist an Homburg gefesselt.

Ah ha! hat der Mensch Verstand?

Ich glaube, ja.

Erforschen Sie das genauer. — Zu einem andern!

Herr von V. . . ein anderer junger Mann, hat jüngst 5000 Franken gewonnen. Er war nur mit einer einzigen Banknote angekommen. — Ohnerachtet aller meiner Anstrengungen fürchte ich, dass er abreist.

Zum Teufel mit ihm, lasst ihn abreisen! Ihr Leute wisst also nicht, dass sein Vater ein gichtbrüchiger Millionär ist und schon mit einem Beine im Grabe steht? — Lasst den jungen Mann abreisen, er wird dadurch enthusiastirt und wird schon nach dem Tode seines Alten mit volleren Taschen uns wieder besuchen.

Ein prächtiger Gedanke, in der That prächtig!

Zu einem Andern.

Der alte Baron K . . . ist angekommen und bringt hübsch Geld mit. Er spielt am *Trente-et-un* — er hat Kopf — er gewinnt.

Pa11, Homburg.

Der Gauner! Er will also immer unsere Geldrollen mit fortnehmen?

Ich fürchte das sehr. Ueberdiess plaudert er auch, erzählt unsere Biographien, greift die Manie der Systeme an — er ist wirklich ein gefährlicher Mann.

Sorgt dafür, dass X... mit ihm Bekanntschaft mache. Bei der ersten Gelegenheit versetze er ihm Abends einen guten Puff und am andern Morgen einen noch besseren Degenstoss.

Hm, es stösst sich was! Der Baron führt eine gute Klinge; überdiess antwortete er beim ersten Wort von X...: „Ich kenne Sie nicht, mein Herr, gehen Sie gefälligst auf das andere Trottoir.“

Ha! eine Idee, eine famose Idee!

Nun?

Ist nicht dieser Alte ein leidenschaftlicher Whistspieler?

Ja — und weiter?

Ich will an B... nach Frankfurt schreiben, er soll in demselben Hotel wie der Baron einkehren und ehe acht Tage vorüber sind, wird er ihn rein gewaschen haben.

Hm, hm! der Alte spielt sein Whist verteuftelt gut!

Bah! B... spielt es besser und anders.

Ein österreichischer Officier ist mit einem jungen Frauenzimmer angekommen. Er spielt sehr einfältig und wird nach acht Tagen keinen Pfennig mehr in der Tasche haben.

Ist seine Geliebte hübsch?

Ja.

Man betrachte und prüfe die Sache näher! Wir brauchen ohnehin einen Ersatz für Margarethe, die nachgerade alt zu werden anfängt.

Ein grosser brauner Pariser hat einen höllischen Treffer: gestern Abend setzte er zehn Mal glücklich auf Roth und ich fürchte fast, dass er uns denselben Streich spiele wie jener Fürst

Damit hat es gute Wege! Haben wir nicht seit jener Unglücksgeschichte unsere Einrichtungen zu treffen gewusst? Ich selbst habe diesen jungen Mann spielen sehen — er spielt gut — er hat einen gesunden Treffer — er gewinnt — er wird noch mehr gewinnen — aber ich sage es Ihnen hier: sein letzter Pfennig gehört der Bank; selbst das Hemd auf dem Leibe ist nicht mehr sein.

Sie erinnern sich des jungen Mannes, des braunen Parisers P...? Im vollen Kursaal hat er gesagt, wir Alle in's-gesammt wären Spitzbuben und G... noch in'sbesondere. — G... hat ihm hierauf seine Karte gegeben, morgen früh sollen sie sich schlagen. G... ist verloren.

Gebt dem Polizeicommissar einen Wink.

Das habe ich bereits gethan und er hat den jungen Mann aufgesucht, wurde aber sehr schlecht empfangen.

Benachrichtigt davon die Regierung: wir brauchen und wollen hier kein Duell.

Aber nun eine viel ernstere Sache: Der grosse Blondkopf, Sie wissen ja doch —

Ja.

Er hat Alles verloren. — Ich begegnete ihm allein im Garten, er war bleich und in Kummer versunken. Ich besorge, dass er auf einen schlimmen Streich — auf Selbstmord sinnt.

Alle Teufel! Gebt ihm 200 Franken, 400 — aber macht dass er abreise; vergesst auch nicht die Klausel im Privilegio der Bank.

Der junge Mann ist stolz, er wird es nicht annehmen.

Hol's der Henker, das wäre schlimm! Folgt ihm bei Tag und bei Nacht. Tödtet er sich dennoch, so schafft seinen Leichnam schleunigst bei Seite, damit das Publicum davon keine Ahnung bekomme. — Der Taugenichts! — Die ganze heutige Jugend ist doch nichts mehr als Canaille!

XXXVI.

Die Morgue.

O ihr Homburger!

Alles was eine französische Stadt besitzt, habt ihr, ihr habt es sogar besser, als viele dieser Städte. — Ihr habt Paläste, Hotels, Kirchen, Ballsäle, Schauspielhäuser! Aber etwas habt ihr Homburger doch nicht, und gerade etwas was euch sehr fehlt: eine Morgue;

Und warum habt ihr keine Morgue?

Man stirbt also nicht bei euch? oder vielmehr: hat bei euch jeder Sterbende immer eine Familie in Thränen und Gebeten um sein Lager? Hat jeder Leichnam eine Hand die ihn begräbt? Hat jedes Grab sein Kreuz? Trägt jedes Kreuz den Namen und das Alter dessen, der darunter schläft?

O der glücklichen und süßen Stadt, welche nichts weiss von den anonymen Todeskämpfen an einem Strassenbrunnen; welche niemals einen Erhenkten von einem Laternenpfable abgeschnitten hat; niemals ihr Strassenpflaster rein waschen

musste von nächtlichem Blute; niemals ihren Alguazils ein mit einem Degen durchlöchertes Batisthemd als Antheil zu geben hatte.

O der dreimal gesegneten Stadt, die niemals die Trümmer eines Gehirns auf einer Orgientafel zusammenzusuchen hatte!

Aber ich, der ich zu euch, ihr Homburger, spreche, ich kannte einen, einen jungen Mann, noch ein Kind. Er war eines Abends von Berlin abgereis't und eines Morgens zu euch gekommen, eines schönen Morgens, an dem die Vögelein sangen. Er spazierte durch eure Strassen — er tanzte auf euren Bällen, — er setzte sich an eure grünen Tische, — er liebte eure Frauen, o ihr Homburger!

Und alsdann, in einer Nacht des deutschen Mondscheins that er — o der seltsame Junge — was zehn, was funfzehn andere vor ihm gethan haben — er tödtete sich neben euerm Kursaal.

Trinkende Croupiers hörten den Knall des Schusses und riefen lachend: (das ist historisch)

„Abermals Einer der abreis't, ohne Postpferde zu nehmen!“

Ha! sollte diese absurde Lästerung seine einzige Leichenrede sein? Und der Leichnam: was habt ihr mit ihm gemacht?

Die von seinem Blute gerötheten Pflastersteine sind wieder rein gewaschen worden. — Das ist wahr, sehr wahr.

In das Fremdenbuch des Hotels wo er gewohnt, habt ihr hinter seinen Namen „abgereis't“ geschrieben, das ist wahr, sehr wahr.

Aber der Leichnam?

Ihr guten Homburger seht wohl ein, dass ihr eine Morgue bedürft!

Und diese Morgue wollen wir haben!

Dass sich ein Mensch in der Kammer eines eurer Hotels oder auf einem Brunnen eurer Strasse tödte, dagegen haben wir nichts zu sagen.

Ihr seid zu Hause und habt dort euer Hausrecht.
Aber wir haben auch ein Recht, das Recht der Erkennung eines Leichnams, um eine Haarlocke von seinem Kopfe zu schneiden.

Darum — muthig in die Tasche gegriffen, eine Morgue gebaut! Und — alle Wetter, weil wir in einem Lande der schönen Dinge sind — eine schöne Morgue!

Die kupfernen Betten darin sollen vergoldet sein. Man wird einige kleine Springbrunnen von Rosenessenz darin anbringen. Die Kleiderrechen lasse man ciseliren, um die Kleider von feinem Tuche und die feinledernen Handschuhe, welche länger dauern als ein Mensch von Fleisch, daran aufzuhängen!

Alsdann wird man dir, o Homburg, sagen:
Die Geschichte hat ihm eine Stimme am Bundestage verliehen, das Spielhaus hat ihm ein grosses jährliches Einkommen verschafft, ein Trottoir für die Damen und eine Morgue für die Männer *)!

*) Derselbe Verfasser verkündet soeben das baldige Erscheinen einer Fortsetzung dieses Büchleins unter dem Titel „*Le Roman du Joueur*“. Alle Einrichtungen sind getroffen, dass auch die Verdeutschung schnellstens folgen wird. Anm. d. Uebers.

Bei'm Verleger dieses sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Denkwürdigkeiten eines Conspiranten.

Mit merkwürdigen Aufschlüssen über die geheimen Bündnisse der Carbonari und des jungen Italiens etc., über Mazzini, Cesare, Giovanni und Camillo Ruffini, Prinz Urbino, Graf Alberto, Vittoria, Sforza, Adriano, Stella, Vochieri, Vadoni, Miglio, Lazzarino etc. und über Porliani. Nach dem Französ. von Ferd. Frhrn. v. Biedenfeld. 2 Bde. gr. 12. geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Des Grafen Alfred de la Guéronnière,

Englands Staatsmänner des 19. Jahrhunderts.

(Sir Rob. Peel, — Graf Aberdeen, — Benjamin d'Israeli, — Lord Palmerston, — Sir James Graham, — Lord John Russell, — William Gladstone. — Mit einem Seitenblick auf Russland und seine Politik. Aus dem Französischen von Ferd. Frhrn. v. Biedenfeld. gr. 8. geh. 1 Thlr.

H. Bleby, (der 17 Jahre lang bei persönlicher Anwesenheit auf Jamaica Augenzeuge war),

der Negeraufstand auf Jamaika

oder Todeskämpfe des Slaventhums. Ein Seitenstück zu Onkel Tom's Hütte. Actenmässige Darstellung der Bedrückungen, Ungerechtigkeiten, Verfolgungen und Grausamkeiten gegen die Slaven und ihre weissen Beschützer. Nach dem Englischen frei bearbeitet von L. von Alvensleben. Mit 4 Illustrationen. 8. geh. 25 Sgr.

Karl Fellens,

die Schrecken der Feudal- und Herrenrechte

des Adels und der Pfaffen. Historisch-romantische Schilderungen der qualvollen Leiden und Martern der Leibeignen durch grausame Despotie und Torturgewalt, durch Wollustbefriedigung,

unerhörte Bedrückungen, Erpressungen und Schandthaten der Feudalherren. Nach archivischen Quellen. Deutsch, mit historischen Erläuterungen von Ludw. v. Alvensleben. In 2 Bänden, jeder mit 8 Blatt illustrirter Schreckensscenen. Auf feinstes Papier, in schönen Umschlag geh. gr. 8. Sonst 2 Thlr. 15 Sgr., jetzt herabgesetzt auf 20 Sgr.

Bayard Taylor,

El - D o r a d o .

Schilderung einer Reise über Panama nach Californien und des Aufenthaltes daselbst, sowie der Zustände, der Eigenthümlichkeiten, des Lebens, des commerciellen Verkehrs, Klima's etc. zu San Francisco, Monterey und in den Golddistrikten. Nebst Angaben über das jetzige bessere Verfahren bei der Goldgewinnung und Erfahrungen und Winken für Reisende und Goldsucher, sowie mit einem anhangswisen Bericht an den Staatssekretär des Innern der Vereinigten Staaten. Nach dem Englischen, eines 1850 aus der Goldregion Zurückgekommenen, von C. Hartmann, Verfasser der „geographischen-statistischen Beschreibung von Californien.“ Mit 2 grossen Karten und 1 Tafel. gr. 8. geh. Früher 1 Thlr., jetzt herabges. auf 10 Sgr.

v. Tegoborski, (kaiserl. russ. Staatsrath),

goldführende Lagerstätten

Californiens und Australiens in ihren möglichen Folgen für Gewinnung und Anhäufung der edelen Metalle, Münzwesen, Staatswirthschaft, Finanzwesen, Metallwerth, Geldumlauf, Cours und Welthandel. Aus dem Französischen, mit Anmerkungen und Zusätzen, von Dr. Carl Hartmann. gr. 8. geh. Früher 25 Sgr., jetzt herabgesetzt auf 10 Sgr.

undhalten de
ch mit histo
eben. In
scenen. In
S. S. ...
Sgr.

ifornien und
Eigentüm
Klump's de
kten. Neis
der Goldg
eisende und
cht an den
Nach den
ekommen.
statistische
erten und
auf 10 Sg.

en
olgen fu
linzwesen
auf, Com
merkungen
h. Früher

Faint, illegible text or stamp at the bottom of the page.

61.057.226

33 1856

Ffr W 4

